

# *Kaffeehaus*

Kein Roman

Hardy Hanappi

## *Vorspiel*

Erlösung – angekommen am Ziel einer kleinen Flucht. Eingetreten in ein Ambiente des Loslassens, des Aufatmens. Schon als Schüler war ihm dieses Gefühl der Erleichterung ein Labsal gewesen; ein kurzes räumliches Entkommen nach dem Schulgebäude und vor der elterlichen Wohnung. Zu dritt waren sie regelmäßig ins Kaffeehaus entwichen nachdem sie endlich alt genug gewesen waren um von den Eltern ein wenig zeitliche Autonomie zugestanden zu bekommen. Jetzt war er ein Mann. War er ein Mann? Was war ein Mann? Er sah sich um. Mehr als die Hälfte der Tische war frei, nur die gemütlichen Logen waren bereits bewohnt. Er steuerte auf einen kleinen Tisch am Fenster zu, er war ja allein. Ein Mann ohne Eigenschaften, schoss es ihm durch den Kopf. Was für ein Blödsinn! Jeder Mann – Jedermann (?) – hatte Eigenschaften. Vorausgesetzt man wusste was ein Mann ist. Diesen Musil hatte er damals nicht ausgehalten. Dennoch hatte ihm dieses unlesbare Buch etwas gelehrt. Er hatte zum ersten Mal die Befreiung gespürt, sie zugelassen, als er es nach etwa 30 Seiten zuklappte und wusste, dass er es nicht fertiglesen wird. Bis zu diesem Buch war er beim Lesen stets ein Sklave seiner eigenen Besessenheit gewesen, seines Drangs eine Lektüre bis zum bitteren Ende durchzuziehen. Eine „Leseratte“ hatte ihn sein stets geschäftiger Vater mit einer Mischung aus Verachtung, Bewunderung und bloßem Unverstand manchmal genannt. Naja, Dinge zu Ende zu bringen war ihm ein Bedürfnis geblieben. Aber auch das Zuklappen, das Ziehen eines Schlussstrichs, war ja ein Ende, wenn auch ein sehr spezielles. Es war ein vorzeitiges Ende.

Er setzte sich an den kleinen Marmortisch; wie angenehm kalt und unnahbar er aussah - der Tisch. Im Augenwinkel sah er schon den Ober herbei schlendern. Gleich würde er ihn nach seiner Bestellung fragen. Sein Hirn ratterte ein wenig durch die üblichen Optionen um schließlich beim „großen Braunen“ einzurasten. Sie blieben einander fremd – der Ober und er – und dennoch trug dieser Mann im schwarzen Anzug seinen speziellen Wunsch nach Kaffee mit sich fort und initiierte dessen Erfüllung. Die Welt kam ihm plötzlich sehr sonderbar vor. Das Sinnieren tat ihm nicht gut. Er bemühte sich sinnentleert durch das Fenster auf die Straße davor zu starren. Es fiel ihm leicht. Viel Zeit verging. Der Mann im schwarzen Anzug riss ihn aus seinem traumlosen Koma. Das Glas Wasser zum Kaffee war ihm sehr willkommen; er führte es an die Lippen, ließ es ein paar Momente dort ohne zu trinken, spürte den Temperaturunterschied. Ja - er war im Kaffeehaus.

Es wurde ihm wieder bewusst, dass er hier in einer Zwischenwelt war. Nichts ist real und zugleich ist alles Physische, alles was hier geschieht, was er sieht, hört und empfindet ungeheuer nahe, einfach ganz dicht da. Der Eingang des Kaffeehauses lag in seinem Blickfeld. Aus Gewohnheit setzte er sich immer so hin, dass er den Eingang sehen konnte. Das hatte er wohl aus dem exzessiven Konsum von Italowestern als Jugendlicher unterbewusst mitgenommen: Wenn Du Dich entspannst und Deine Aufmerksamkeit etwas runter drehst, dann behalte dennoch das Einfallstor möglicher Störenfriede im Auge. Denn wenn sie kommen, musst Du als Erster ziehen. Das war die Kunst der edlen Muse, die er gerade im Kaffeehaus pflegte. Da bewegte sich der Vorhang beim Eingang auch tatsächlich und herein schritt eine ihm bekannte Gestalt: sein alter Freund Schwitzer.

Etwa 800 Straßenkilometer vom Wiener Kaffeehaus entfernt - einige Monate bevor Schwitzer eintrat - saß ein älterer Mann an einem ebenfalls kleinen Tisch in einem Kaffeehaus in Lwow, das zu Zeiten der Monarchie Lemberg geheißen hatte. Der Mann blickte auf als zwei junge Frauen freudig strahlend auf ihn zusteuerten; es waren seine beiden Enkelinnen. Er liebte es, wenn die beiden ihn mitten in seiner Welt - seinem Kaffeehaus - besuchten und offensichtlich begierig darauf waren die in seinen Erinnerungen schlummernden Wurzeln ihrer kulturellen Herkunft in launigen Anekdoten präsentiert zu bekommen. Er hatte listige kleine Augen, die sich bei aufregenden Sequenzen so rasch bewegen konnten, dass es schien als ob er sich selbst ganz physisch mitten in die erinnerte Geschichte gebeamt hätte.

Ein Kaffeehaus im Kommunismus Stalins, das war eine traurige Angelegenheit. So fing er üblicherweise ganz im Stil eines guten Dramaturgen seine Erzählungen an. Will man Glanz und Glorie einer Institution - dem Kaffeehaus - preisen, so muss man das auf dem Fundament einer selbst erlebten grauen Vorzeit, als das Kaffeehaus nur als Keim existierte, aufbauen. Ein Ort durchsetzt mit Spitzeln eines gnadenlosen Polizeistaats konnte damals nur als ein Ort des institutionalisierten Schweigens existieren – und das war so ziemlich das Gegenteil dessen was Kaffeehäuser heute waren. Der Großvater schüttelt unmerklich den Kopf: „Es ist klar, dass man in der Sowjetzeit die Politik in Kaffeehäusern nicht diskutiert hat, weil es viele Verräter, Spitzel, KGB-Agenten gab, die nur darauf gewartet haben, dass man genug betrunken ist, um den Mund zu weit aufzumachen. Damit sie einen anwerben zu können - und so weiter.“ Der Blick des alten Mannes erhellt sich: „Aber auch in diesen Zeiten ging man ins Kaffeehaus. Als aber dann der Bruch unseres kulturellen Lebens kam, als die Sowjetunion verschwand, da ist dann das Kaffeehaus zu dem Platz geworden an dem man sich frei fühlen konnte, an dem man eine neue Atmosphäre genießen konnte.“

Die beiden jungen Frauen lächeln über ihren Opa. Sie mögen es, wenn er diesen für ihn so epochalen Schritt heraus aus der stalinistischen Enge nochmals durchlebt, plötzlich freier atmet. Sie haben selbst sehr oft miteinander darüber gesprochen wie das wohl war; in der Zeit bevor sie geboren waren, in einem Land, das so ganz anderen Zwängen ausgesetzt war, anders war. Und in dem doch die gleichen Menschen wohnten, Menschen, die wie ihr Großvater all das in ihren Erinnerungen aufgehoben hatten. Die Kinder und Enkelkinder konnten gar nicht anders als eminent politisch denkende Erben dieser Zeit sein. Vor allem auch jene, die das vehement bestritten und von sich glaubten nur von rational „wirtschaftlichen“ Interessen beseelt zu sein. Für die beiden Schwestern galt das nicht, sie verheimlichten ihr politisches Engagement nicht. Sie lebten und studierten in Wien, saßen in den Wiener Kaffeehäusern oft

mit Freundinnen und Freunden zusammen, versuchten ihrem eigenen Begriff von Freiheit und demokratischer Gesellschaft näher zu kommen. Sie waren nur auf Heimaturlaub in Lemberg um ihren Großvater ein wenig über die Gründung seines Kaffeehauses auszufragen.

In Wien, im Café Museum, war ihnen ein großes Bild vom angeblichen Gründer des ersten Wiener Kaffeehauses, Kolschitzky, aufgefallen und sie wussten selbstverständlich, dass dieser berühmte Mann mit 16 Jahren aus Lemberg nach Wien gekommen war. Die Geschichte der Kaffeehäuser in Lemberg hatte bereits lange vor der russischen Revolution in diesem östlichsten Teil der Donaumonarchie begonnen. Lemberg war damals die viertgrößte Stadt des Habsburgerreiches gewesen, wie in allen Städten wurde auch dort die zentrale kulturelle Institution der Hauptstadt Wien, das Kaffeehaus, imitiert. Yuliya, die eine der beiden Schwestern, hatte recherchiert. Politische und kulturelle Identität war ihr wichtig und diese Identität reichte weit zurück. Im Falle des Kaffeehauses mehr als hundert Jahre. Sie hatte vom ersten Lemberger Kaffeehaus „„Bei Levakovsky““ gelesen: *Die Kellnerinnen dort bedienten die Gäste auf Deutsch und waren als Wiener verkleidet, damit die Gäste sich als Europäer fühlten.*

Das war um 1790 gewesen. Belgrad hatten die Österreicher gerade für zwei Jahre von den Türken zurückerobert, bevor es wieder dem Osmanischen Reich zufiel. Dort gab es schon etwas länger die ersten Kaffeehäuser. Sie waren aus dem Nahen Osten über den Balkan nach Europa vorgedrungen. In Istanbul hatte das erste Kaffeehaus 1554 eröffnet. Der Kaffee selbst war aus Äthiopien und aus dem Jemen, schließlich über Mekka und Medina als stimulierendes Getränk populär geworden. Absurd, wie sich das identitätsstiftende Trinken von Kaffee in den letzten 1000 Jahren trotz der Umkehr der kulturellen Vorherrschaft erhalten hatte. War die Bibliothek von Alexandria in Nordafrika einst die erste Universität der Welt gewesen, der Ort an dem das umfangreiche Wissen des Orients gesammelt wurde, so erschienen der mittlere Osten und Afrika aus den Fenstern des heutigen Wiener Kaffeehauses besehen wie intellektuelles Brachland. Die beiden Studentinnen blickten auf den am Straßenrand vor dem Kaffeehaus stehenden Zeitungsverkäufer. Er hatte eine etwas dunkle Hautfarbe, konnte durchaus aus Syrien oder Ägypten stammen. Die Zeitungen, die er verkaufte transportierten in der Regel eine gegen seinesgleichen gerichtete Ausländerfeindlichkeit. Undenkbar, dass die beiden aufstrebenden Ukrainerinnen ihn einfach zu sich herein auf einen Kaffee einladen könnten. Auch wenn das ihrem Gefühl nach die adäquate, ausgleichende Geste gewesen wäre – die sie nach kurzer Erörterung schnell wieder verwarfen. Die Kulturen waren auseinandergefallen, trotz Kaffee und Kaffeehaus.

Der besonders chic gekleidete Venezianer mittleren Alters hatte seine Euro hörbar auf die metallene Bar gelegt. Der Ober sah es aus dem Augenwinkel, er erkannte diesen Gast. Bis er dort war und das Geld in seine große Tasche strich war der Mann schon aus dem Lokal. Er kam öfter um etwa diese Uhrzeit vorbei; die Espressotasse war leer, der danebenliegende Geldbetrag war der Preis für zwei Tassen. Das war so. Luigi der Kellner mochte die großzügige Angewohnheit mancher besserverdienenden Italiener: Man zahlte einem armen Kerl, dem man nie begegnen würde eine Tasse Kaffee, der Mann hinter dem Tresen übernahm es solchen armen Schluckern auf Nachfrage – auch diese kannten die Tradition – einen Gratis-Espresso zu bringen. Das war so eine liebenswerte, anonym bleibende Solidaritätsgeste. Man konnte in dieser fragilen Gemeinschaft ja nie wissen ob man einander nicht einmal mit vertauschtem sozialen Status wieder begegnen würde. Der Umschlagplatz, die italienische

Bar, hatte mit einem Wiener Kaffeehaus ansonsten nur wenig gemein. Hier Hast und schnelles Leben, dort plötzliche Ruhe und sich ausdehnende Muse. Hier ein rascher Blick auf die Sportseite einer herumliegenden Tageszeitung, dort ein gemächliches Durchforsten des Zeitungsständers. Hier stand man, lehnte bestenfalls an einem Barhocker, dort platzierte man sich auf einen Sessel dessen Standort man wohldurchdacht gewählt hatte. Es war offensichtlich nur die gemeinsame Kultur des Kaffeetrinkens, die vereinte. „Es konnte doch nicht damit zu tun haben, dass der Norden Italiens früher auch Teil der österreichischen Monarchie gewesen war.“, dachte der pensionierte Oberstudienrat (den Titel gab es leider schon lange nur mehr in seiner Erinnerung) aus Graz, der in Venedig auf Kulturreise war. Er war auf den Gedanken des Vergleichs gekommen, weil er an einem kleinen Kaffeehaustisch saß, gegenüber dem venezianischen Schuhgeschäft in dem seine Frau verschwunden war. Das Tischchen war genauso klein wie die Tische in den Wiener Kaffeehäusern. Er hasste es seine Frau beim Schuhkauf zu begleiten und hatte die Notwendigkeit eines Toilettenbesuchs vorgetäuscht um ihr zu entkommen. In seiner Studentenzeits in Wien war das Kaffeehaus sein zweites Zuhause gewesen, dachte er mit einem Anflug von Sentimentalität. Dort wurde er respektvoll behandelt, die knapp aufgegebene Bestellung verriet dem Ober seine steirische Herkunft anscheinend nicht – oder er täuschte das zumindest perfekt vor. Er litt ein wenig darunter wenn sein Dialekt ihn als Provinzler enttarnte. Später, als Deutschlehrer im Grazer Gymnasium zelebrierte er das Hochamt der dialektfreien Ausübung der deutschen Sprache. Deutsch fand er schön, eine tiefe, inhaltsschwangere Sprache. Sie passte zu seiner konservativen politischen Einstellung. Und letztere hatte ihm ja auch den Draht zum Ministerium ermöglicht, das ihm den Oberstudienrat verliehen hatte. „Rudi!“ - der Ruf von der anderen Straßenseite riss ihn aus seinen Gedanken. Wie ein kleiner Bub hob er die Hand und rief „Da bin ich.“. Sie kam aufgeregt über die Straße trippelnd auf ihn zu. Auch wenn er sich für rüstig hielt, so machte ihm ihr Gang doch bewusst, dass seine Frau um zehn Jahre jünger war als er. Er blieb sitzen und hoffte, dass sie ebenfalls Lust auf einen Espresso hätte. Ab mittags trank sie immer Espresso, das hatte ihr ein verflüssener italienischer Freund in jungen Jahren als Grundregel eingetrichtert. Daran hielt sie sich.

Im Kaffeehaus in Wien hatte Schwitzer – in Wahrheit hieß er Strnad, Schwitzer war ein übler Spitzname – seinen Freund ebenfalls erblickt. Er zögerte, es war zu spät um ein Übersehen des Bekannten vorzutäuschen, aber ein bisserl wollte er seine Reserviertheit gegenüber dem alten Schulkollegen schon zum Ausdruck bringen. Nach der Matura waren beide irgendwie erleichtert voneinander loszukommen. Der Schmach der sich zwischen ihnen in den letzten beiden Schuljahren etabliert hatte, hatte sich totgelaufen. Sie waren eine Dreierbande gewesen, Schwitzer, Beißer und er. Die Entstehung der beiden Spitznamen, Schwitzer und Beißer, war gewissermaßen ihre Gründungslegende.

Als die Wiener U-Bahn noch in ihrem embryonalen Zustand war und Stadtbahn hieß, waren die drei 16-jährigen in ihr zwischen Margaretengürtel und Pilgramgasse unterwegs. Sie saßen belanglos plaudernd da als ein atmosphärischer Ruck durch den Wagon ging. Beim Einfahren in die Station konnte ein aufmerksamer Fahrgast zwei schwarz gekleidete Männer mit unauffälligen Männer-Handtäschchen – in Wien verächtlich „Detlef-Schleudern“ genannt – erkennen. Es bestand kein Zweifel: Das waren Fahrschein-Kontrolleure. Auf der Plattform neben ihnen standen zwei junge Männer. Einer direkt beim Ausgang, der zweite gegenüber bei der Türe, die sich nicht öffnen würde. Als der Zug seine Fahrt verlangsamte wurde der

beim Ausgang stehende junge Anzugträger sichtlich nervöser, er hoffte offensichtlich, dass die Kontrolleure nicht genau bei seiner Türe einsteigen würden. Doch genau darauf schien das Einbremsen des Zuges zuzusteuern. Kurz bevor das geschah schritt der andere junge Mann – Jeansjacke, Glockenhose und mit diversen Ketten behängt – auf ihn zu und sah ihm tief in die Augen. Mit etwas rauer Stimme sagte er einen Satz von abgründiger Philosophie wie sie ihn in ihrer gesamten Schullaufbahn noch nicht gehört hatten. Er sagte: „Du (ein Atemzug Pause) bist a Schwitzer - und i (wieder ein Atemzug Pause) bin a Beißer.“ Da blieb der Zug stehen, die Türe öffnete sich und direkt vor den beiden standen die Kontrolleure. Der „Beißer“ trat auf den Bahnsteig, baute sich vor ihnen auf und sagte mit drohendem Unterton, aber ruhig: „I hob kan Foaschein.“ Einige Momente der Stille traten ein. In den Kontrolleuren arbeitete es. Stand es dafür hier einen drohenden Konflikt zu wagen? Sie sahen einander an, der ältere der beiden produzierte ein kurzes Zucken in seinem linken Auge, dann sagte er, „Nojo, des is schlecht, (kleine Pause), oiso Sie wissen eh ... beim nächtn Moi ... “. Der „Beißer“ schritt wortlos von dannen. Im gleichen Moment schlossen sich die Wagontüren wieder. Die Kontrolleure blieben am Bahnsteig, der Jüngere schüttelte den Kopf. Im Wagon stand der „Schwitzer“; auf seiner Stirn waren bei genauerer Betrachtung tatsächlich kleine Schweißtropfen zu sehen.

Die drei Schüler hatten die Szene mit großen Augen verfolgt. Sie waren tief beeindruckt. Hansi Horvath, der extrovertierteste von ihnen, war voll Bewunderung für den starken Auftritt des „Beißers“. Poldi Wagner, der Dritte im Bunde des Freundeskreises und schon seit der Volksschule ein Gespann mit Herbert Strnad, war die kreative Seele unter ihnen. „Ab jetzt heißt du Beißer!“, sagte er zu Hansi. Und dem war das durchaus recht, er hatte „Hansi“ ohnehin immer blöd, zu kindisch - wie ein Eichhörnchen – gefunden. „Und meine erste Tat als Beißer“, verkündete er sofort, „ist es dich, lieber Herbie Strnad, auf den Namen „Schwitzer“ zu taufen!“. Herbie setzte an zu protestieren, besann sich dann aber und dachte das beste Mittel zur Überwindung dieses Spitznamens wäre wohl wenn die kurze Episode einfach rasch in Vergessenheit geriete. Herbie mochte seinen Vornamen zwar ebenfalls nicht, aber „Schwitzer“ kam ihm furchtbar vor, geradezu unhygienisch. Er lenkte rasch ab, begann eine endlos lange Wiedergabe des Streits mit seiner Mutter in der er heldenhaft die Wahl seiner Kleidung verteidigt hatte. Kein „Schwitzer“ also (ohne dieses Wort zu verwenden), sondern ein Jugendlicher mit Rückgrat. Aber es war zu spät.

Als sie tags darauf nach der Schule im Kaffeehaus saßen hatte sich die ganze Episode inklusive der neuen Spitznamen schon in der ganzen Klasse verbreitet. „Na Schwitzer“ war ein beliebtes Eingangsstatement geworden, wenn sich jemand mit Herbert Strnad unterhalten wollte. Er hatte lernen müssen damit umzugehen. Ein wenig Anonymität bot das Kaffeehaus im Vergleich zum Klassenzimmer ohnehin. Sie waren ja drei Freunde und im Großteil der Konversation kam nur „du“ und „er“ vor, nur, wenn die beiden anderen ihn hänseln wollten verwendeten sie „der Schwitzer“.

Jetzt blieb Schwitzer vor dem Kaffeehaustisch stehen und sagte, „Na sowas, der Poldi! Wie geht's Dir denn? Sitzt Du immer noch im gleichen Kaffeehaus!“. „Servus Schwitzer!“, sagte Poldi gnadenlos, „Da kommen ja Erinnerungen auf.“. „Doktor Schwitzer, wie Albert Schweitzer nur ohne „e.“, konterte der Schwitzer in eingelernter Manier. „Und du bist nach so vielen Jahren sicher auch Professor Wagner, oder?“. Jetzt war es Zeit auf einen freundlicheren Gang umzuschalten, merkten beide. Sonst wird's ungemütlich und genau dazu ist ja das Kaffeehaus

nicht da. Daher am besten ein Schwenk in die Tagespolitik – oder in den Sport. Am besten mit einer Portion verlogener Bescheidenheit. „Na sicher weiß ich noch immer alles besser als alle anderen. Nur zum Bundeskanzler oder zum Trainer des Nationalteams haben sie mich deswegen leider immer noch nicht gemacht. Ich muss nur Schüler quälen bis mich die Pension endlich erlöst.“

Das Kaffeehaus ist eine Arena, nicht bloß ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Hier wird in aller Stille gekämpft, zeitweise mit anderen - oft aber vor allem mit sich selbst.

## *Fragment Eins*

„Das Kaffeehaus ist eine Arena, nicht bloß ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Hier wird in aller Stille gekämpft, zeitweise mit anderen - oft aber vor allem mit sich selbst.“, murmelte Gilbert halblaut vor sich hin. Sein Gegenüber am runden, marmornen Tischchen war ein sympathischer Norddeutscher, Kai, der an einer Dissertation über die politische Dimension des Wiener Kaffeehauses schrieb. Er hatte Publizistik studiert und schlug sich nun als freier Journalist mehr schlecht als recht durchs Leben. An einem Mittelmeerstrand hatte er vor zwei Jahren eine Wienerin, Sylvia, kennen gelernt mit der er seither liiert war – wie man so sagt. Sie hatte ihn darin bestärkt doch noch ein Doktorat anzugehen; am besten mit einem Thema, das es nötig machte bei ihr in Wien zu sein.

Kai sah Gilbert interessiert an. „Kann man das auch politisch interpretieren?“, fragte er vorsichtig. Er war ein Bummelstudent gewesen und hatte in jungen Jahren mit älteren Kollegen, die zu den Ausläufern des KB Nord, einer alt gewordenen maoistischen Gruppierung, zählten sympathisiert. Es war Sylvia gewesen, die den Vorschlag gemacht hatte er solle sich doch einmal mit Gilbert treffen. In Sylvias Wiener Freundeskreis hatte der etwas ältere Gilbert fast schon Kultstatus. Er imitierte Peter Altenberg, ging über von Anekdoten, behauptete Schriftsteller zu sein, seit Jahren an seinem Hauptwerk zu arbeiten; wobei doch jeder wusste, dass er in Wahrheit von den monatlichen Zuschüssen seines Onkels, des Besitzers einer Schottergrube, lebte. Genüsslich hörten sie ihm zu wenn er wieder einmal mit seinem Vornamen haderte um ihn dann letztlich doch als charmantes, französisches Einsprengsel in die Wiener Kultur zu akzeptieren. Seine Mutter hatte von Gilbert Bécaud – Monsieur 100.000 Volt - geschwärmt und Wahlfreiheit beim Vornamen eines männlichen Kindes gehabt. Da hatte seine jüngere Schwester mit der Wahlfreiheit seines Vaters ja viel mehr Pech gehabt. Sie hieß Marylin.

„Ja.“, sagte Gilbert bestimmt, „Selbstverständlich muss alles im Kaffeehaus politisch interpretiert werden. Sei es als Ablenkungsmanöver, sei es als Schmiede gangbarer Kompromisse, oder sei es als Brandherd revolutionärer Umbrüche.“ Gilbert sinnierte wieder. „Hier ist nichts mehr nur privat, hier geht das Private in die politische Öffentlichkeit über. Und zwar zugleich im Kopf und in den von den Köpfen geführten Gesprächen. Es ist doch offensichtlich, dass mächtige Politik immer dann entsteht, wenn etwas Politisches zum privaten Anliegen einer größeren Masse von Individuen wird. Der Zündfunken einer großen Masse ist aber eine kleinere, überschaubare Masse, eine Gruppe, die in Wien typischerweise

im Kaffeehaus sitzt.“ Gilbert sah erschöpft auf. „Naja, sie kennen ja Elias Canettis „Masse und Macht“.“ Kai nickte und holte einen Ordner aus seiner an seinen Sessel angelehnten Tasche.

Sylvia hatte in Wien außergewöhnlich zügig Soziologie studiert und arbeitete nun als Referentin in der Kulturabteilung der Stadt Wien. Um Kai ein wenig zu helfen war sie die in den letzten Jahren geförderten Forschungsprojekte durchgegangen um zu sehen ob darunter etwas Brauchbares für seine Arbeit zu finden war. Kai hatte abgewehrt, er wolle das nicht, er habe sich im Internet bereits durch hunderte Masterarbeiten und Dissertationen an allen möglichen Unis durchgewühlt. Zu viel Vorwissen behindere und verwirre nur, mache einen neuen originellen Zugang völlig unmöglich. Sylvia schmolte, und um ihre Bemühungen nicht gänzlich zu entwerten hatte er den Ordner, den sie ihm hinhielt an sich genommen. Am Vormittag vor dem Treffen mit Gilbert – Sylvia war schon in der Arbeit – sah Kai sich den im Ordner befindlichen Endbericht eines Forschungsprojekts zur politischen Dimension der Wiener Kaffeehauskultur durch. Es begann ihn zu interessieren.

Und nun holte Kai eben diesen Ordner aus seiner Tasche und sagte: „Ich habe da etwas recht Interessantes gefunden. Da hat ein kleines Forschungsteam sich mit Wiener Kaffeehäusern befasst und eine ganze Menge zusammengetragen und in eine durchgängige politische Interpretation verpackt. Wenn Sie wollen kann ich Ihnen das kurz zusammenfassen.“ Gilbert wich angewidert zurück. „Forschungsprojekt“, stieß er angeekelt hervor. „Und Zusammenfassung geht schon gar nicht!“. Kai suchte ein paar Seiten aus dem dicken Packen heraus: „Na ja, zumindest über dieses erste Fragment hätte ich mich gerne mit Ihnen unterhalten.“ Gilbert zögerte, ein bisschen neugierig war er schon. Schließlich gab er sich einen Ruck: „Na gut, aber ersparen Sie mir was Sie darüber denken. Das will ich nicht wissen bevor ich die paar Seiten nicht selbst gelesen habe.“

Und Gilbert nahm das erste Fragment und begann zu lesen:

*In der Zeit faschistischer Diktaturen wurde das Netzwerk der Kaffeehauskultur in Zentraleuropa, insbesondere auch in Wien, weitestgehend zerstört. Was von den Nationalisten als (arisiertes) Kaffeehaus geduldet wurde kann mit dem klassischen Wiener Kaffeehaus nicht verglichen werden. Die historisch gewachsene, politische Funktion dieses Netzwerks – nämlich eine beidseitig offene Kommunikationsschnittstelle zwischen den Herrschenden und einer sich politisch emanzipierenden Bevölkerung zu sein – war von den nationalsozialistischen Führern eliminiert worden. An die Stelle des kommunikativen Austauschs war ein allgegenwärtiger staatlicher Geheimdienst, die GESTAPO, getreten. In einem auf direkter Gewalttätigkeit beruhendem Regime muss Information nur von unten nach oben, von den Beherrschten zur Führungsspitze transportiert werden; Spitzelwesen und stetes Bombardement mit faschistischer Propaganda zielten ganz explizit auf das Abtöten jedweden Dialogs. Im Kern waren die Wiener Kaffeehäuser aber genau das gewesen: Orte des Dialogs.*

*Nach dem 2. Weltkrieg war die politische Weltordnung in zwei Hemisphären zerfallen. Der Sieg über den Faschismus hatte zwei mächtige Sieger übriggelassen, die UdSSR und die USA. Die Kulturlandschaft Westeuropas fiel dem amerikanischen Einflussbereich zu. Auch wenn Wien als Hauptstadt des neutralen Österreichs und nahe dem „eisernen Vorhang“ eine gewisse Sonderstellung einnahm, so war es kulturell sehr schnell doch viel näher an westlicher Alltagskultur orientiert als an Einflüssen aus dem Osten. Die Auswirkungen des sich*

*etablierenden integrierten Kapitalismus<sup>1</sup> in Westeuropa waren für die Möglichkeit der Wiedergeburt der Kaffeehauskultur entscheidend.*

*Eine oft übersehene, aber in der Tat entscheidende neue soziale Dynamik entstand durch die dramatische Zunahme an Bildungsmöglichkeiten ärmerer Bevölkerungsschichten. Aus den immer noch hauptsächlich auf Landwirtschaft beruhenden Ökonomien der Zwischenkriegszeit wurden Industriestaaten, die folglich für ihre Produktionsprozesse besser ausgebildete Arbeiter benötigten. Der Staat revolutionierte das Schulwesen, sogar Universitäten wurden langsam für breitere Schichten zugänglich. Zugleich ist aber zu beachten, dass mit der Industrie auch der ansonsten an die Jahreszeiten gebundene Produktionszyklus obsolet wird. Die Arbeit kann beschleunigt werden, alles wird schneller und intensiver. Hinzu kommt, dass Industrien örtliche Konzentration von Arbeitskräften – möglichst nahe an den Märkten der großen Städte – benötigten<sup>2</sup>. Landflucht in die billigeren Bezirke der Städte war die Folge. Im Lebensalltag der im wirtschaftlichen Aufschwung befindlichen Europäer gewann eine neue Form der sowohl der Arbeit als auch der Familie entzogenen Lokalität rasch an Bedeutung: das Espresso.*

*Am Weg zur Arbeit, am Weg nach der Arbeit nach Hause zur Familie kann manchmal ein schneller Kaffee in einem Espresso eingeschoben werden. Die Schnelligkeit ist dabei zwar schon im Namen dieser Lokalitäten eingebaut, sie ist aber durchaus kulturabhängig. In den Espressos Italiens und Spaniens gibt es oft auch Gäste, deren Zeit sehr langsam vergeht. Im Espresso gibt es meist eine Bar an der der Kaffee im Stehen getrunken wird. Der Kontrast zum alten Wiener Kaffeehaus konnte diesbezüglich nicht stärker sein. Dennoch muss festgehalten werden, dass das Espresso ebenso wie das Kaffeehaus eine dritte Öffentlichkeit – neben Arbeit und Familie – bot, selbst wenn diese nur aus dem Personal und ein paar Gelegenheitsbekanntschaften bestand.*

*Entscheidend dafür, dass aus diesen ersten Kristallisationspunkten wirklich wieder ein Kaffeehausnetzwerk entstand, war aber die stark zunehmende Zahl an Schülern und Studenten, die Zeit außerhalb ihrer Familie, oft auch in einem entfernten Schulort verbrachten. Neben den Ausbildungsorten selbst spielten die neu entstehenden Jugendcafés eine wichtige Rolle für die Sozialisation der Nachkriegsgeneration. Dort entwickelten die Jungen ihren Stil. Alles was in der Familie unüblich und in Schule oder Lehre verboten war konnte hier gemeinsam zelebriert werden. Da die Zeiten, die man im Café verbringen konnte von Institutionen und Eltern eher fest vorgegeben waren konnte auch nicht wirklich Hektik entstehen. In diesem neuen Biotop war es möglich geworden frei von den Zwängen beaufsichtigten Lernens oder familienkompatiblen Verhaltens seine Neigungen und Geschmäcker zu entwickeln. Unterstützend war dabei oft eine Musikbox vorhanden mittels derer die eigene musikalische Expertise den anderen Gästen des Cafés demonstriert werden konnte. Es entstand dadurch eine enge neue kulturelle Bindung innerhalb der jungen Nachkriegsgeneration. Selbst am Land, in kleinen Städten und größeren Dörfern wurden in Österreich vormalige Konditoreien oder Bäckereien zu Jugendcafés, Treffpunkten einer neuen Jugendkultur, die in den 60er Jahren schließlich zum globalen Phänomen der 68er Bewegung explodierte.*

---

<sup>1</sup> Zum Begriff „integrierender Kapitalismus“ vergleiche (Hanappi, 2019).

<sup>2</sup> Vergleiche dazu (Hanappi, 2009).

*In Wien war diese Entwicklung auf besondere Weise durch die historisch gewachsene und nur interimistisch zerstörte Wiener Kaffeehauskultur beeinflusst. Das klassische Kaffeehaus in der Monarchie war eine höchst bürgerliche Institution gewesen. Das Netzwerk der Kaffeehäuser bezeichnete die Orte an denen Bürgertum aus seiner politischen Ohnmacht heraustreten konnte und Themen auch kritisch diskutieren konnte. Es war auch für die immer noch regierenden feudalen Schichten funktional, da der aufgeklärte Absolutismus dort seine Fühler unauffällig in die Stimmung im Staatsvolk ausstrecken konnte. Die Themen durften allerdings unter der Aufsicht von Fürst Metternich nicht zu aufrührerisch werden. Das progressive Potential verschob sich daher oft in den Bereich der Kunst: Im Theaterstück konnte die Heirat eines Adligen mit einer Bürgerlichen zum Liebesdrama stilisiert werden, in der Malerei konnte das naturgetreue Abbild durch das innere Bild des Malers ersetzt werden um einem antihierarchischen, humanistischen Geniekult zu huldigen, etc. Am Vorabend des 1. Weltkriegs war daher die Blütezeit der Kaffeehauskultur durch die sogenannten Literatenkaffeehäuser zu beobachten. Das Ende der politischen Dominanz des Adels, das letztlich erst mit dem Krieg eintrat, hatte die Karten grundlegend neu gemischt. Es saß zwar weiterhin die gleiche Art von Überlebenden des Krieges in den Wiener Kaffeehäusern – und sie kamen immer noch aus allen Winkeln der alten Welt der Monarchie – doch ihre Agenda, ihre Themen, waren vielfältiger und politisch progressiver geworden. Die Kaffeehauskultur hatte ihre erste bürgerliche Schale abgeworfen. Nicht nur die „Doktoren“ der deutschsprachigen Sozialdemokratie<sup>2</sup> verkehrten in ihnen, sondern auch Emigranten wie Trotzki und Stalin. Die Auflösung der Monarchie hatte aber nicht nur die Politik stärker in Kaffeehaus geholt, auch die Wissenschaftler Europas wurden von Wien, dem Wasserkopf des verschwundenen Reiches angezogen. Wien wurde in den Kaffeehäusern zum Schmelztiegel für unterschiedliche politische Richtungen, unterschiedliche Wissenschaften (Paradebeispiel „Wiener Kreis“<sup>4</sup>) und unterschiedliche nationale Kulturkreise. Die Ideen, die hier behandelt wurden, die genau durch den freien Austausch überhaupt erst entstanden, waren so neu, dass sie noch über Jahrzehnte in aller Welt ihre Früchte trugen. Es war auch offensichtlich, dass die Zusammenführung dieser vielschichtigen Diaspora mit und von einem überdurchschnittlich hohen Anteil einer Bevölkerungsgruppe getragen wurde, der die Diaspora bereits legendär eingeschrieben war – der jüdischen Bevölkerung. So gesehen war der Anschlag Hitlers auf alles Progressive nicht zufällig von emotionalem Judenhass getragen, nicht zufällig auch mit dem Hass eines provinziellen GRÖFAZ („größten Führers aller Zeiten“) auf Wien gepaart. Die Vernichtung der Kaffeehauskultur der Zwischenkriegszeit war im Klartext letztlich meist die Arisierung der von Juden besessenen oder besuchten Kaffeehäuser. Dadurch blieben zwar einige Häuser als Treffpunkte für Nazigrößen und deren Mitläufer in Betrieb, von Kultur konnte aber keine Rede mehr sein.*

*Für die modernen Künstler waren die Kaffeehäuser der Zwischenkriegszeit nach wie vor von großer Bedeutung gewesen. Sie dienten ihnen nicht nur mit ihren Zeitungen als Informationsquellen für globale Entwicklungen und als Orte für Austausch und Selbstdarstellung, sie waren vor allem auch Zufluchtsstätten in der Zeit der großen Depression.*

---

<sup>2</sup> Der Begriff der „Wiener Doktoren“ als Vertreter der Arbeiterbewegung stammt von Trotzki, der ihn als abwertende Kennzeichnung von „Kathedersozialisten“ verwendete, siehe (Trotzki, 1929). Trotzki war oft Gast des Café Central in dem auch er Schach spielte und die „Wiener Doktoren“ gut kennengelernt hatte.

<sup>4</sup> Siehe dazu (Stadler u. a., 2019).

*An diesen Orten konnte man nach möglichen Mäzenen Ausschau halten oder zumindest bei einer billigen Schale Kaffee einen kalten Tag an einem warmen Ort verbringen. Wie die Kaffeehäuser verschwand auch die Kunst aus dem Reich der Faschisten, wurde ersetzt durch pompöse Verherrlichung eines so niemals existiert habenden, ursprünglichen Germanentums.*

*Mit all dieser Geschichte der Kaffeehauskultur sah sich die Jugend nach dem 2. Weltkrieg konfrontiert. Oder genauer gesagt: Die jungen Wilden sahen diese Geschichte eben nicht. Sie interessierte sie gar nicht. Nur eine kleine Gruppe älterer Künstler hatte den Krieg bewusst miterlebt, hatte ihn in Wien überlebt oder war aus dem Ausland zurückgekehrt. Die erste kleine Renaissance der Kaffeehauskultur in Wien betraf deshalb das Künstlercafé. Und es waren politisch engagierte, linke Künstler – ob man unter „links“ nun mehr Anarchismus oder mehr Sozialdemokratie verstehen wollte blieb offen -, die dem Kaffeehausbesuch frönten. Ihnen verdankte vor allem das Café Hawelka seine rasch einsetzende Attraktivität<sup>3</sup>.*

*Warum gerade die in alten Häusern befindlichen Kaffeehäuser so anziehend waren kann nur zum Teil auf die Aura der Beständigkeit und Gemütlichkeit dieser Lokalitäten zurückgeführt werden. Sicher, die älteren Künstler und Bonvivants wussten und schätzten die Tradition, die sich im Gefolge der traditionellen Kaffeehauskultur hier wiedererrichten ließ. Doch für die in den 60ern hereinbrechende Welle an jungen Schülern und Studenten war das irrelevant. Für sie war es zunächst in erster Linie, die Nähe zu ihren Ausbildungsstätten, die entscheidend war. Und dieses Kriterium erfüllten für viele Wiener Studenten vor allem die alten Kaffeehäuser.*

*Auch das Getränk, das in deren Bezeichnung vorkam, der Kaffee, spielte eine bedeutsame, wenn auch subtile Rolle. Der Kaffeehausbesucher Sigmund Freud<sup>4</sup> hatte in seiner Analyse von Träumen (Freud, 1900), deren Funktion recht treffend mit drei Arbeitsschritten umschrieben: Verdichten – Verschieben – Verarbeiten (Vergessen). In Bezug auf das Kaffeehaus liegt der Gedankengang nahe, dass die Widersprüchlichkeit mit der die Welt wahrgenommen wird, sich im Kopf des potentiellen Kaffeehausbesuchers verdichtet und sich zu einer scheinbar nur lose damit zusammenhängenden Vorstellung verschiebt: dem Kaffee. Der Kaffee, genauer gesagt seine anregende und zugleich entspannende Wirkung, verspricht eine Verarbeitung der alltäglichen Krämpfe, sie werden gebannt, im Plauderton mit anderen zu Nichtigkeiten reduziert und schließlich vergessen. Der Kaffee, präziser gesagt die Eigenschaften, die ihm zugeschrieben werden, ist der Katalysator dieses Prozesses und wird damit unbewusst zum Fetisch für jegliche Problembewältigung. Anders als Bier und Wein findet durch eine Erhöhung der Dosis auch keine Verengung der Sinneswahrnehmungen statt, eine etwaige Steigerung des Risikos eines Herzinfarkts kann getrost jenseits des kurzfristig gesteigerten Aufmerksamkeitsniveaus bleiben. Von außen gesehen paart die Unverbindlichkeit dieses Getränkes distanzierte Freundlichkeit mit dem unaufdringlichen Signal des Willens zu gesteigerter Zuwendung – all das auch ein hilfreicher Hintergrund zu erwünschter Kontaktaufnahme mit anderen.*

---

<sup>3</sup> Die Geschichte Leopold Hawelkas kann im Austria-Forum nachgelesen werden:

[https://austriaforum.org/af/AustriaWiki/Leopold\\_Hawelka](https://austriaforum.org/af/AustriaWiki/Leopold_Hawelka).

<sup>4</sup> Sigmund Freud war oft im Café Landtmann zu treffen, wollte er sich zurückziehen bevorzugte eine Loge im Café Sperl.

*Und so wurden die Wiener Kaffeehäuser in den späten 60er Jahren zu einem kulturellen Netzwerk für die Jugendbewegung. Die Interviews mit den Zeitzeugen in diesem Endbericht belegen dies und fügen dem Gesagten noch viele Facetten hinzu. Die zweite Welle seit dem ersten Weltkrieg, die große Renaissance des kulturellen Netzwerks der Kaffeehauskultur hatte begonnen. Mit ihr wurde die zweite bürgerliche Schale der Wiener Kaffeehauskultur abgeworfen, denn die junge Generation der Kinder nichtbürgerlicher Angestellten- und Arbeiterschichten drängte im Zug ihrer verbesserten Ausbildungssituation in die zu Jugendcafés mutierenden Kaffeehäuser.*

*Trotz einiger Überschneidungen unterschieden sich diese mutierten Treffpunkte der Jugendbewegung von den wenigen typischen Künstlerkaffeehäusern - besonders typisch das Hawelka – in denen eine eher kleine Gruppe von jungen Künstlern der ersten Nachkriegsgeneration versuchte in der Tradition der Literatenkaffeehäuser der Zwischenkriegsgeneration eine Heimat zu finden. Wie früher bestand auch in diesen neuen Künstlerkaffeehäusern die implizite Notwendigkeit die eigene Person als Künstler zu stilisieren<sup>5</sup>. Der damit einhergehende Zug zur Beweihräucherung der eigenen Person, des besonderen Individuums, enthob einen angehenden Künstler in aller Regel auch der Notwendigkeit eindeutig politisch Stellung zu nehmen. Das dennoch zu tun blieb eine sehr persönliche, meist auch als Affekt dargestellte Entscheidung. Wie der große geschäftliche Erfolg der Maler des „phantastischen Realismus“ (man beachte den Doppelsinn) bewies, war eine solche Haltung auch dem Verkauf von Kunstwerken – sei es an arabische Fürsten, an Banken und Versicherungen oder an staatliche Förderer – durchaus zuträglich.*

*Den Besuchern der gewöhnlichen, mutierten Jugendkaffeehäuser waren derlei Verhaltensweisen völlig fremd<sup>6</sup>. Ihre Kultur orientierte sich an den global entstehenden Ikonen der 68-er Bewegung, an deren Musik, an deren Kleidung, an deren coolen Verhaltensweisen schlechthin. Auch hier war damit zunächst nicht viel politischer Inhalt verbunden, sondern eher das Einverleiben und Imitieren eines toleranteren und offeneren Umgangs unter Gleichaltrigen<sup>7</sup>. Das wurde sozusagen als Blaupause für eine mögliche Welt aller Menschen gesehen; die Jugendcafés boten die Räume für das Erproben dieses neuen Spiels der Kräfte. Die typischen Kräfte, die da wirkten waren jene, die für den zentralen Zeitraum der Sozialisation zwischen 12 und 22 Jahren ausschlaggebend sind: Auflehnung gegen Disziplinierung jedweder Art (ob Familie, Firma oder staatliche Institution), Ausschau nach potentiellen Sexualpartnern und das eindringliche zur-Schau-Tragen der Konstituierung der eigenen Persönlichkeit.*

*Nicht zu übersehen ist allerdings auch eine zusätzliche Komponente, die den Besuch der Jugendcafés interessant, ja manchmal sogar notwendig machte: der Kauf von Haschisch oder anderen verbotenen Substanzen. Das Zelebrieren des Rausches war ja in Wien ohnehin fest verankerte Kultur; allerdings bis dahin eingeschränkt auf übermäßigen Konsum von Wein. Der willentlich herbeigeführte Rausch bediente stets schon alle drei pubertären Richtungen*

---

<sup>5</sup> In seinen Pass ließ der Hawelka Gast André Heller als Beruf „Poet“ eintragen.

<sup>6</sup> Der Gegensatz zwischen dem Hawelka und dem damals berühmten Jugendcafé „Café Sport“ in der Bäckergasse kommt in einem kürzlich erschienenen Dialog zwischen André Heller und dem „Café Sport“ Gast Franz Schuh sehr gut zum Ausdruck.

<sup>7</sup> Man vergleiche (Hanappi, 2020).

*Disziplinlosigkeit, Geilheit und präpotentes Gehabe. Die Brutalität mit der ein Alkoholrausch diese zum Ausbruch kommen lassen kann hatten viele der Jugendlichen vor allem am Beispiel der Elterngeneration drastisch miterlebt. Wiens Weinhäuser waren sehr oft ein wichtiger Nebenschauplatz der Alkoholdramen im Familienkreis. Daher war auch die Verwendung von Haschisch als Rauschmittel zunächst einmal ein Auflehnen gegen die traditionelle – oft auch familiär und staatlich abgesegnete – Droge. Deren Effekt war eher beruhigend bis einschläfernd, animierte eher zum stillen Schmunzeln als zu lautem Poltern. Sich dieses verbotene Rauschmittel in ganz gewissen Kaffeehäusern zu besorgen erzeugte einen gewissen Kultstatus dieser Jugendcafés. Nur die Mitglieder der alternativen Geheimgesellschaft wussten wo sie waren und wie man dort an den gewünschten Stoff herankam. Die Politisierung der Kaffeehauskultur wurde durch dieses zusätzliche Element – wie ja auch schon am Einfluss des Weines in früheren Epochen beobachtbar war – eher gebremst. Wenn das gesellschaftliche Dasein eines Jugendlichen mehr und mehr um das Herbeiführen des nächsten Rausches kreist, dann bleibt bewusster Wille zur Umgestaltung der Gesellschaft auf der Strecke.*

*Erst gegen Ende des rebellischen Jahrzehnts, als politisch denkende Studierende begannen in die Hinterzimmer der Kaffeehäuser auszuweichen etablierte sich in Wien schließlich ein Netzwerk politisch relevanter Kaffeehauskultur. Die goldene Zeit dieses neuen politischen Netzwerks von Wiener Kaffeehauskultur waren zweifellos die 70er Jahre. Es ist kein Zufall, dass diese Zeit mit der Regierungszeit der SPÖ unter Bruno Kreisky zusammenfiel. Die Erfolge der sozialdemokratischen Parteien zu Beginn der 70er Jahre waren ja vor allem einem verdankt: Deren Vermögen die Ausläufer der 68er Jahre zu kanalisieren und in Wahlsiege zu verwandeln. Sie hatten ihre neue Macht also der gleichen sozialen Umwälzung – massenhafter Bildungsschub, Trend zu Egalisierung (insbesondere zwischen Mann und Frau) und Toleranz (insbesondere Sexualität) – zu verdanken. In den neuen Jugendkaffeehäusern diversifizierte sich der emanzipatorische Schub. Und er konnte sich diversifizieren weil die große Politik es zuließ<sup>8</sup>, ja selbst mitspielte. Schließlich wuchsen hier künftige Wählerschichten heran. Selbst staatstragendere, politische Positionen waren gegen Ende der 70er Jahre schon von ehemals Jugendbewegten besetzt worden, die nun bestimmte Kaffeehäuser benutzten um sich außerhalb des Ministeriums mit Gesinnungsgenossen informell zu koordinieren<sup>9</sup>.*

*Die Wende für die neue Kaffeehauskultur kam mit der geopolitisch eintretenden großen konservativen Wende zu Beginn der 80er Jahre – Reagan, Thatcher, Kohl. Der Slogan „Privat statt Staat“ bedeutete für die politische Funktion der Kaffeehauskultur, dass sie sich den privatwirtschaftlichen Zielen und Zwängen der Kaffeehausbesitzer verstärkt unterzuordnen hatte. Das oft beklagte Wiener Kaffeehaussterben setzte verstärkt ein und hat bis heute kein Ende gefunden. Für den „schnellen Café“ zwischen zwei Terminen - dem Phänomen, das bereits aus dem Espresso-Boom der 50er bekannt war – boten rasch verschiedene internationale Ketten mit großer Finanzstärke im Hintergrund ihre Lokale an. Vor allem aber blieben auch vermehrt Schüler und Studierende als Gäste aus, denn zunehmende Verschulung und wachsender Leistungsdruck zeitigten Isolierungstendenzen. Zudem wurde die individuell*

---

<sup>8</sup> Bei den Mai-Aufmärschen der 70er Jahre konnte man in Wien ein ganzes Mosaik unterschiedlicher linker Gruppen sehen, die an diesem Tag aus den Hinterzimmern ihrer Kaffeehaustreffpunkte kamen.

<sup>9</sup> Diese Entwicklung beschränkte sich nicht auf die Sozialdemokratie. Auch Erhard Buseks konservative Bewegung der „Bunten Vögel“ hatte es mit Kaffeehauspolitik auf die ehemals Jugendbewegten abgesehen.

bleibende Freizeit flächendeckend von Computerspielangeboten abgedeckt mit der in die heute vorherrschende „elektronische Geselligkeit via Internet“ eingeführt wurde. Der Raum für Kaffeehauskultur wurde eng.

Eine der wenigen Nischen bot in Wien die Flucht der Kaffeehaus-Idee in eine Tourismus-Attraktion. Wiens boomender Städtetourismus erlaubte es bestimmten, zentral gelegenen Kaffeehäusern sich in Besucherzentren für internationale Touristen zu verwandeln. Die dafür nötige Aufrüstung verursachte hohe finanzielle Investitionen, die wiederum die Oligopolisierung in diesem Bereich beschleunigte. Heute beherrschen einige wenige Besitzerfamilien den gesamten Bereich der Tourismus-Kaffeehäuser. Er hat mit der historischen Wiener Kaffeehauskultur allerdings fast nichts mehr zu tun.

Kann es eine Renaissance des Netzwerkes an Wiener Kaffeehauskultur in seiner Funktion als politischem Interface geben? Um das zu beantworten muss zunächst auf ein Phänomen eingegangen werden, das wiederum von geopolitischer Seite her seinen Anfang genommen hat und das inzwischen aber einen tiefgreifenden Einfluss auf eine solche Renaissance haben könnte: Das Wiederentstehen eines gemeinsamen zentraleuropäischen Raumes rund um Wien. Durch den Fall des „eisernen Vorhangs“ am Anfang der 90er Jahre ist in den folgenden 30 Jahren eine Bevölkerung herangewachsen, für die Europa langsam mehr als ein geographischer Begriff ist. Die zentraleuropäische Kultur wird zumindest von einem Teil dieser Bevölkerung als historisch gewachsene, gemeinsame Kultur verstanden und gelebt. Das gilt auch für die Kaffeehauskultur. Kaffeehäuser in Lemberg, Warschau, Prag, Budapest, Zagreb, Belgrad, Triest und Venedig, die irgendwie viele schwere Zeiten überdauert haben, werden langsam wieder als gemeinsame Errungenschaft der Zivilgesellschaft wahrgenommen. Der zu verschaffende politische Hintergrund für ihr Florieren, gemeint ist ihr politisches Funktionieren, ist ein gemeinsames Europa, eine Europäische Union, die mehr ist als ein bloßer Bund von Nationalstaaten.

### **Literatur**

Freud S., 1900, **Die Traumdeutung**, Franz Deuticke Verlag, Leipzig und Wien.

Hanappi H., 2009, **Global Cities and Global Firms? On the links between trends in urbanization structures and production structures**. Paper contributed to the B&ESI Conference January 2009 in Mexico. published in 'Global Business & Economics Anthology', March 2009, pp.41-48 (ISSN: 1553-1392).

Hanappi H., 2019, **From Integrated Capitalism to Disintegrating Capitalism**. Scenarios of a Third World War, American Review of Political Economy Volume 14, Number 1 (2019).

Hanappi H., 2020, **Generation 68**, Septime Verlag, Wien.

Trotzky L., 1929, **Mein Leben. Versuch einer Autobiographie**. Aus dem Russischen von Alexandra Ramm, Verlag S. Fischer, Berlin.

Stadler F., Arnswald U. und Weibel P. (Hrsg.), 2019, **Der Wiener Kreis – Aktualität in Wissenschaft, Literatur, Architektur und Kunst**, LIT Verlag, Wien, ISBN 978-3-643-50937-6.

Eine gefühlte Stunde später legte Gilbert das erste Fragment auf das Tischchen, gleich neben den dritten kleinen Braunen, den Kai inzwischen vor sich stehen hatte. Vieles daran gefiel ihm, doch eine uneingeschränkte Zustimmung war ihm noch bei keinem Text, den er nicht selbst geschrieben hatte möglich gewesen. Nun gab es wie immer unzählige Kleinigkeiten an denen er seine Reserviertheit hätte aufhängen können; aber das schien ihm zu schwach, zu sehr durchschaubare Eitelkeit zu sein. Er entschied sich für ein kurzes „Gut, recht gut.“, wie ein Lehrer der einen Schüler lobt ihm aber dennoch gerade kein „sehr gut“ gibt. Kai nickte, es blieb ihm nicht viel Andres übrig. Rasch nahm er das „erste Fragment“ – die Bezeichnung fing an ihm zu gefallen - vom Tischchen und steckte es in seine Tasche. Hinunterblickend sagte er, „Für mich ist das jedenfalls ein Anfang. Ich, der Deutsche in mir, braucht so einen zutiefst rationalen Einstieg in ein vielschichtiges Thema wie es das Wiener Kaffeehaus ist.“ Die Selbstironie passte nicht so recht zu Kai; auch ihm selbst wurde im selben Moment als er den Satz sagte klar, dass er nicht Deutscher sein wollte. Andere Deutsche konnten das, selbst wenn sie das wie er spürten, mit der Tünche überhöhten Selbstbewusstseins zudecken – wir sind nicht nur deutsch, wir sind deutscher. Aber in Kai hatte sich schon der Wiener Kaffeehausbesucher breitgemacht, sein Satz war ihm unangenehm. Ob Gilbert ihn überhaupt gehört hatte war ihm nicht anzumerken. Gilbert hört ja meistens nur sich selbst zu, dachte Kai in einem Anflug von Aggressivität. Das war's denn auch. Nach kurzem Geplänkel, förmlicher gewordenen Dankesworten von Kai und verlogenen aufmunternden Bemerkungen von Gilbert, rief dieser „Zahlen“, beglich gönnerhaft die Rechnung und begann sich in die dringend notwendige Lektüre des auf der Sitzbank liegenden Le Monde zu vertiefen. Den hatte er sich wie immer schon vorher bereitgelegt. Man kannte ihn ja nicht grundlos als Gilbert. Kai verließ das Lokal eher unauffällig.

Auf der Straße fragte er sich warum diese Begegnung mit Gilbert so unbefriedigend gelaufen war. Wie konnte jemand nur eine mögliche Diskussion mit den zwei unschuldigen Worten „recht gut“ so gnadenlos abwürgen. Lag es an ihm, Kai, der da hätte einhaken sollen? Diese überhebliche, schaumgebremste Zustimmung zum Fund Kais war kein Wiener Schmä; „recht gut“, das war schon eher eine Schmähung. Er hätte ihm wahrscheinlich mit einem tatsächlichen Wiener Schmä in die Parade fahren sollen. Aber den hatte er ja in der Tat nicht drauf. Noch nicht, dachte er. Wollte er das überhaupt anstreben? Waren denn nicht alle Wiener Kaffeehausbesucher sich selbst fremd, Emigranten die sich schweigsam an ihrem kleinen Braunen nippend als Wiener Originale inszenierten? Vielleicht war diese versandete Begegnung mit Gilbert ja genau das gewesen was ihn dem Wesen des Wiener Kaffeehauses näher brachte. Viel authentischer, viel wahrhaftiger als irgendein feinsinniger Dialog mit dieser verkrachten Existenz. Er würde das am Abend mit Sylvia besprechen müssen. Sie war Wienerin.

## *Fragment Zwei*

„Das Kaffeehaus ist eine Arena, nicht bloß ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Hier wird in aller Stille gekämpft, zeitweise mit anderen - oft aber vor allem mit sich selbst.“, dachte Kai. War es das, was Gilbert kaum verständlich vor sich hin gebrabbelt hatte; oder war ihm dieser Satz gerade selbst eingeschossen?

„Du schaust ins Narrenkastl.“, sagte Sylvia, die neben ihm am Bett lag. Sie hatten sein Treffen mit Gilbert schon vor zwei Stunden, gleich nachdem Sylvia heimgekommen war, ausgiebig besprochen. Naja, so ausgiebig wie das einer etwas abgearbeiteten Sylvia, die das Thema nur am Rande interessierte, gerade noch möglich war. Nach einem unspektakulären kalten Abendessen aus dem Kühlschrank hatte sich dann bei Sylvia doch noch der Wunsch nach einer etwas lustvolleren Fortführung des Abends durchgesetzt. Nun lagen sie nackt am ungemachten Doppelbett und Kai starrte ins Narrenkastl.

„Ich schau Dich an.“, log Kai und wusste, dass sie wusste, dass er log. „Vergiss doch einen Moment lang alles was nicht grad in diesem Moment passiert. Wir waren doch gerade in einer ganz anderen Welt, im Reich der Sinne.“, Sylvia konnte manchmal ganz schön poetisch sein. „Ich bin Indiana Jones.“, deklamierte Kai, der sich einen Ruck gab. „Ich habe mit Deiner Hilfe das erste Fragment entdeckt. Nun muss ich weiter um das zweite Fragment zu suchen! Bist du dabei, Weib?“. „Unter einer Bedingung“, grinste sie, und es war klar, dass das nun eine Liebesnacht werden würde.

Am nächsten Morgen war Kai bald wieder allein, überlegte was er wohl mit dem „zweiten Fragment“ gemeint hatte. Was meinte er mit „suchen“? Er war nicht Indiana Jones und in Meidling gab es keine Pharaonengräber. Sein Blick fiel auf den Forschungsbericht. Er war dick. Kais Finger waren schlank. Er hatte ihn zuvor nur oberflächlich durchgeblättert. Dabei war er auf den Text im Geschichtsteil des Berichts gestoßen, sein „erstes Fragment“. In seiner momentanen Lage konnte „suchen“ wohl nur heißen, dass er den Endbericht etwas gründlicher durchschauen musste. Er nahm ihn zur Hand. Der umfangreichste Teil waren zweifellos die vielen transkribierten Interviews mit Kaffeehausbesuchern. Da war es ja, das weite unbeackerte Feld in dem er mit seinen Ausgrabungen beginnen konnte! Doch wonach suchte er? Ein etwas schmerzhaftes philosophisches Ahnen beschlich ihn. Sollte die Suche etwa zugleich die Erschaffung des gesuchten Objekts sein? Seine Dissertationsbetreuerin in Deutschland hatte ihn gewarnt: Man verliert sich leicht in flüchtigen Obsessionen, wird zu einem Don Quichote, der übrigens seine Dissertation auch niemals fertig geschrieben hätte. Glücklicherweise hatte er nur seine eigene Kreativität als Hürde zu meistern, er konnte seine imaginären Windmühlen fast beliebig zu Fragmenten seiner Dissertation zusammensetzen.

Er brauchte einen Sancho Panza, einen Diener, der ihn treu durch das wilde Gelände der Interviews führen konnte. Plötzlich war ihm klar, dass das nur einer sein konnte, einer der den direkten Kontakt zu den Windmühlen hatte, der Interviews mit ihnen geführt hatte. Im Radio lief ein ziemlich altes Lied, das „The Windmills of your Mind“ hieß und dessen Text ihm unheimlich nahe an seinem Schöpfungsakt zu sein schien. Er entschied sich für einen der studentischen Mitarbeiter, der viele der Interviews geführt hatte: Sein Sancho Panza sollte der Student Senad sein. Das zweite Fragment, das Kai kreierte war daher ein Mosaik aus Interviewteilen. Nach einer kurzen Schaffenspause mit einem Kaffee und Julie Driskolls altem Song im Ohr setzte Kai sich an seinen kleinen Schreibtisch und stellte es zusammen.

Senad, sein Held, studiert Soziologie und ist ein höchst aufgeweckter, wenn oft auch etwas naiv wirkender Interviewer.

*Senad: Beginnen wir mal mit der ersten Frage. Wie oft besuchen Sie das Kaffeehaus?*

*Anonymus: Naja, jetzt, schwierig (schmunzelt), deswegen, ja, ist schon länger her. Ist schon seit März irgendwie eingeschränkt. Ich bin selbst keine Kaffeetrinkerin, also ich trinke tatsächlich gar keinen Kaffee. Das heißt, wenn ich ins Kaffeehaus geh, ist das meistens auch nicht um Freunde zu treffen, weil die trifft man am Abend in einer Bar, sondern es ist tatsächlich das Kaffeehaus für so kurze Termine zwischendurch, vielleicht. Man trifft sich mit Kollegen, einer Kollegin oder mit einem Journalisten, einer Journalistin. Ich habe sehr viele Interviews in Kaffeehäusern auch tatsächlich gemacht, weil der Hintergrund gleich nett ist für ein Foto. Also, auch Journalistinnen kommen gern' drauf zu sprechen. Das heißt es san' meistens dann so Termine zwischen 40 Minuten und 1 ½ Stunden, die dann halt in einem Kaffeehaus stattfinden. Also sehr oft beruflich und es ist grad sehr schwer zu sagen, weil es seit einem halben Jahr wegen Corona gar nicht, de facto, aber davor auch nicht zu häufig. Aber schon wahrscheinlich einmal in der Woche. Sonst alle zwei Wochen. Also eigentlich wahrscheinlich weniger, als andere das machen. Meistens berufliche Termine (Schmunzeln).*

*Senad: O.K. und wann finden diese Termine meistens statt? Also um welche Uhrzeit circa?*

*Anonymus: Ja, (überlegt) also ich denk zum Beispiel zurück, ich war Vorsitzende von der Bundesjugendvertretung. Da hat's vier Vorsitzende gegeben, die ganz unterschiedlich waren, also ich von der sozialistischen Jugend und jemand von der jungen Volkspartei, dann jemand von der katholischen Jugend. Also mit ganz unterschiedlichen Tagesabläufen auch, weil wir in unterschiedlichen Berufsfeldern gesteckt sind. Da haben wir uns dann auch oft, in der Früh um neun, um zehn, oder auch um elf getroffen. Manchmal verbindet man das auch mit einem Mittagessen, manchmal haben wir uns um 14 Uhr getroffen. Also es war wirklich durch die Bank alles möglich.*

*Senad: Und haben Sie da, gewisse Lieblingsspeisen im Kaffeehaus, wenn Sie überhaupt zum Essen kommen, oder ein Lieblingsgetränk, wenn's jetzt nicht unbedingt der Kaffee ist?*

*Anonymus: Ich trink' sehr gerne, nachdem ich keinen Kaffee hab', hin und wieder eine heiße Schokolade. Immer mit Schlag. Der Schlag ist die Krone, mehrfach (beide schmunzeln). Es gibt auch sehr viel gute Fruchtsäfte, Obstsäfte, die i' gern' trink', genau.*

*Senad: Und was ist wichtig für die Wahl beim Kaffeehaus? Also eher die Nähe, oder das Image des Kaffeehauses?*

*Anonymus: Naja, es gibt natürlich ein paar Cafés, die san politisch. da weiß man ... Die san natürlich im ersten Bezirk, wo man sich immer wieder trifft und auch wo es so Hotspots gibt, ja, wo die Chance, dass man jemanden trifft hoch ist. Egal ob das das Café Zentral ist, beispielsweise. Ich muss sagen, ich war sehr oft in der Nähe meines Büros. Mein früheres Büro war im fünften. Da war ich sehr oft im Café Rüdigerhof. Das habe ich sehr, sehr, sehr gemocht. Ich finde, das hat sehr viel Ambiente, also es ist schon eine Frage der Nähe. Als Nationalratsabgeordnete ist natürlich im ersten Bezirk, mit der Hofburg, mit den Clubs aller Parteien ein gewisses Zentrum. Also es ist schon die Nähe, die sehr stark bestimmend ist.*

*Senad: O.K. und, Sie haben's auch ein wenig aufs Berufliche eingeschränkt, aber wie viele Leute sitzen dann da am Tisch, circa?*

*Anonymus: Meistens zwei, oder drei. Also meistens trifft man sich mit einer zweiten Person und spricht. Bei einem Interview oder sowas ist ein Fotograf mit dabei. Ich hab' zum Beispiel*

*im Sommer, ich erinnere mich grad an die kurze Zeit, wo der Lockdown wieder aus war, ja, da hab' ich zum Beispiel sehr viele Botschafter getroffen, oder in diese Richtung. Das ist auch ein typischer Kaffeehaustermin, also wo man sich kennenlernt. Also ich hab' unlängst die deutsche Botschaft, die U.S. Botschaft gehabt. Die haben dann einfach ein Interesse daran Gespräche zu führen mit politischen Entscheidungsträger und -trägerinnen, wo sie ein wenig Einblick bekommen. Das ist ein klassischer Kaffeehaustermin würd' ich sagen. Von denen waren ein paar wenige möglich im Sommer.*

*Senad: O.K. und Sie sagen schon „klassischer Kaffeehaustermin“. Gibt es da etwas, wo Sie gleich sagen können, das unterscheidet das Kaffeehaus von anderen Lokalen?*

*Anonymus: Für mich ist es was anderes, wie wenn man sich zum Mittagessen trifft. Da ist es klar, man geht hin, man hat die Absicht etwas zu essen zu bestellen und zu konsumieren. Beim Kaffeehaus ist das schon eher mehr, man tratscht, man hat sein Getränk nebenbei, aber eigentlich ist das Gespräch wahrscheinlich, der zentrale Grund um sich zu treffen. Und bei einem „Mittagessentermin“ ist es einfach das Mittagessen, das dann im Vordergrund steht (beide schmunzeln).*

Senad dreht sich um und schaut Kai an – stellt sich Kai vor. Danke Senad. Man merke: Anonym hält sich anscheinend für ziemlich wichtig. Sie lässt die Namen eindrucksvoller Gesprächspartner, die sie im Kaffeehaus getroffen hat fallen. Mann/Frau lässt sich im Kaffeehaus fotografieren. Sie ist wählerisch; das Rüdigerhof ist kein allzu bekanntes Kaffeehaus, man muss sich in der Szene schon auskennen um es zu einem Lieblingslokal zu erküren. Kai saugt diese Informationen, die Puzzlesteine seines Mosaiks, gierig auf. „Mach weiter“, raunt er Senad zu. Der dreht sich um und setzt mit einem anderen Interview fort.

*Senad: Wenn du so zurückdenkst, an deine Kaffeehausbesuche: Zu welchen Uhrzeiten, wann bist du da immer ins Kaffeehaus gegangen?*

*Anonymus: Nach der Schui' (beide schmunzeln). Während der Studienzeit dann natürlich am Abend. Da hat es in Hietzing das Eibenhof gegeben. Das war so ein Studenten- und Schülertreff - da war ma' praktisch jeden Tag - Café Eibenhof. Dann weiter vorne, das ist interessant, da haben wir uns das letzte Mal - der Mike und der Pedda – getroffen: Im Café Dommayer. Das ist jetzt kein Kaffeehaus mehr, in dem Sinn', sondern eher a Konditorei, obwohl nach wie vor schöner Garten und alles drum' und dran. Aber des hatte zu den Zeiten, als ich studiert hab, bis vier Uhr früh offen. Jeden Tag! Und da samma sehr oft bis vier Uhr früh auch drinnen gesessen (schmunzelt). Da hat man natürlich nicht Kaffee getrunken (schmunzelt erneut).*

*Senad: Klar. Würdest Du auch sagen, dadurch, dass sich die Kaffeehausbesuche auch gezogen haben... Wie lange war im Schnitt denn dann der Kaffeehausbesuch? Wie lang bist Du im Kaffeehaus g'sessen?*

*Anonymus: Stundenlang. Tatsächlich stundenlang, ja. Es war nicht immer bis vier Uhr in der Früh natürlich, aber es war immer lang'.*

*Senad: Okay, verstehe. Gab's da Anlässe dazu, dass man so viel Zeit im Kaffeehaus verbringen kann?*

Anonymus: Naaa; das waren einfach, ja, ich war halt jung a und des war'n und des war'n hoit andere Zeiten. Wir sind dann einfach nach dem Studium entweder in der Stadt irgendwo hängen geblieben und es ist immer Mitternacht geworden - meistens zwei in der Früh - da is ma wo reingegangen und wenn irgendwer da war, is ma hängengeblieben. Wenn niemand da war, dann hat ma ein Bier getrunken und ist dann wieder gegangen, nicht? Aber meistens war wer da.

Senad: Wie viele waren da im Schnitt an einem Tisch? Zu wievielt seid ihr da an einem Tisch gesessen, wenn du zurückdenkst?

Senad: Sehr oft war's die Bar (lacht), weil im Kaffeehaus sitzt man natürlich (hustet). Ja, des kann man ned sogn. Das kann man so nicht sogn ... . Zwischen zwei und vier, manchmal sechs Leut'. Da hat man sich einfach was ausgemacht, was weiß ich, nach dem Studium, dass man sich gemeinsam noch irgendwas anschaut, was dort anschaut, was das Studium betrifft. Bespricht irgendwas, wenn man ein Seminar gehabt hat, oder so, und dann, wenn die Besprechung aus war, ist halt g'soffn worden, ganz einfach gesagt. Nicht (lacht)? Es ist dann weitergegangen. Dann ist wer reingekommen und hat gesagt: „Griaß euch!“ und hat mitgesoff'n und dann war's dann halt wieder mal zwei in der Früh. Ich will das jetzt gar nicht verklären, aber es hat damals ... ich hab mich jetzt nicht jeden Tag besoff'n bis zum geht nicht mehr ... aber es hat wirklich jahrelang, auch nach dem Studium nicht wirklich einen Tag gegeben, wo ich nicht im Lokal war. Und die Lokale waren eben zu 90% das Kaffeehaus, nicht? Dann gab's diese ganzen Musikcafés, wie sie in Wien dann aufgekommen sind, in den späteren Jahren dann. Das waren ja keine echten Kaffeehäuser, des waren so Beisln mit Bar und ich bin so ein Barhocker im wahrsten Sinne des Wortes, wo's dann a guade Musik g'spüt hob'n, nicht?

Senad: Mhm (bejahend). Also ist es auch generell die Atmosphäre und was im Kaffeehaus so los ist - würdest Du sagen, dass Dir das wichtig ist? Oder würdest Du sagen, es geht Dir hauptsächlich um die Kommunikation zwischen Menschen?

Anonymus: Naja die Kommunikation ist schon das wichtigste, nicht? Man unterscheidet dann, oder? ich weiß ja, auf was ich Lust hab' jetzt und wenn ich sage: „Ah, heut' geh ich mir amal eine Jazzband anhorchen!“ oder, oder tät' mich gern in ein Lokal setzen, dass mich mit Musik zudröhnt, aus den Lautsprecher, na dann geh ich dort hin. Und wenn ich sag', dass ich diskutieren möchte oder ein Problem habe und mit wem reden mag, dann ist das a' an' der G'schicht, nicht? Das ist ja auch das Schöne, dass diese ... dass es eigentlich so eine große Vielfalt gibt, nicht? Also das man ja nicht weiß, wo hört das Kaffeehaus auf, wo fangt die Bar an. Ich red' jetzt nicht von Discotheken, sondern eigentlich nur von Lokalen, wo man (hustet) einfach nur reingeht und ... (Senad unterbricht Anonymus)

Senad: Und wenn Du so zurückdenkst, was war so Dein Lieblingsgetränk beziehungsweise die Lieblingsmehlspeise, oder gab's ein Mittagmenü?

Anonymus: Nein, eigentlich ned, also kein Mittagmenü. (Senad sagt O.K.) Ja, ich bin eigentlich ein Weintrinker. Ich trink ab und zu ein Bier und wenn's hart zugeht auf'd Nocht, dann gibt's dann Schnaps dann auch noch dazu, nicht? Mixgetränke, so wie viele auch heute - oder meine Kinder, wo sie noch sehr unterwegs war'n, in Richtung Cola-Rum - das war nie wirklich meins. Das hab' ich nur an ganz, ganz, ganz furchtbaren Abenden getrunken, wenn ich mal in eine Diskothek reingefallen bin, was i' a' ned oft g'mocht hob. Also Discos war'n nie meins. Ich war

lieber in einem lauten Kaffeehaus, wo die Musik gedröhnt hat, aber nicht in einer Discothek unten.

Senad: O.K., versteh'. Und wenn Du zurückdenkst, wie gewichstest du deine Kaffeehausbesuche selbst? Also natürlich, du hast schon gesagt, zum Austausch, oder am Abend, nach der Uni, da habt ihr euch getroffen. Was war sonst noch maßgeblich entscheidend für den Kaffeehausbesuch?

Anonymus: (überlegt) Eigentlich, hm, wichtig - nichts. Es gibt einfach so Kaffeehausbesuche, die, die passieren halt, nicht? Das heißt, man stellt das Auto irgendwo ab und denkt: „ja, a Kaffee warad jetzt quad“, und schaut herum, wo ist was und dann geht man rein. Aber das ist jetzt eher so, hm, spontan und das ist, das sind dann auch nicht die Kaffeehausbesuche, wo ich hängenbleib. Sondern da macht man wirklich nur des was ma' grad g'sogt hot, oder kauft sich auch ein Eis oder ein Stück Kuchen, oder ned?

Senad: Wo liegen für Dich die Unterschiede zwischen Kaffeehaus und zum Beisl?

Anonymus: (Seufzt) Naja, des Beisl ist zum Saufen da, nur zum Saufen (beide schmunzeln) und natürlich auch - ich tu da immer gern kokettieren damit - aber natürlich geht ma' auch amal a Gulasch essen ins Beisl oda, oder irgendwelche einfachen Speisen, in Wahrheit. Aber so in Hietzing hat's nicht nur die zwei Kaffeehäuser gegeben, sondern es hat auch zwei Gasthäuser gegeben, die eigentlich eher Beisl'n waren, ned? Das hat auch, ich weiß jetzt auch nicht mehr wie das geheiß'n hat, egal! Eh, jo, da samma halt drinnen gesessen und haben Bier und Wein getrunken natürlich in erster Hinsicht. Vor allem auch, weil man sich als Junger Essen gar ned leisten tuat, solange ma' studiert, ja? Da gehst vielleicht in die Mensa, aber am Abend Essen gehen? Mit welchem Geld? A paar Achteln, okay, also das woa immer drin oder so (beide schmunzeln), aber Essen gehen (Senad: da hat sich nicht viel verändert, das kann ich Dir sagen; beide schmunzeln erneut).

Senad: Jetzt mal abgesehen von dem, wie Du gesagt hast, Saufen, was haben da für Gespräche stattgefunden?

131

Anonymus: Ach (seufzt und hustet) jo, des ist schwierig. Was angelegen ist. Das kann ich so gar ned sagen. Manchmal ganz banale Dinge, oder man hat sich über was geärgert, oder natürlich auch politische Sachen, ist keine Frage. Es war aber genauso gut möglich, dass man sich, was weiß ich, über Beziehungsprobleme - würd ma' heut großspurig sagen - also, dass man über die Freundin geschimpft hat, oder einfach über Gott und die Welt halt.

SEnad: Okay, verstehe. Und bei der Politik. Was war der Anteil da cirka? Also Du meinst, das war eines der Hauptgesprächsthemen?

Anonymus: Ich bin an der Uni auch mit jeder Menge fanatischer Linker in den Vorlesungen gesessen und hab die auch gekannt und hab' Sie auch gemocht, aber ich, ich, ... obwohl's innerlich natürlich meine Einstellung war, war das nicht mein Lebensstil. Pausenlos irgendwelche Sit-In's zu machen und über Vietnam und das kleine rote Buch reden, Mao muss man lesen, das war nie meins! Ich war da eher auf der menschlichen Seite, oder nicht? Mich hat's furchtbar geärgert, wenn, wenn Leute sozial unterdrückt wurden, nichts zu fressen

gehabt haben, aber das hat für mich nicht geheißen, dass ich jetzt unbedingt mit den Marxisten der Revolution plane und mich jeden Tag im Kaffeehaus treffe, damit ma' bereden können, wie ma' jetzt da, wie ma' des machen werden. Also das war nicht meins! Sondern (seufzt) wir haben natürlich damals geredet über die Nazis, die nach wie vor Universitätsprofessoren waren, wir haben auch Demos gemacht, in der Richtung, aber es war nicht so, dass ich jetzt fünf Mal die Wochen ins Kaffeehaus gegangen bin um mich mit meiner marxistischen Gruppe zu treffen und dort zu diskutieren. Also ich nicht! Aber es hat da natürlich auch genug gegeben, die das dann schon auch gemacht haben.

Senad: Gab's da mit Ihrer Gruppe Meinungsverschiedenheiten? Also mit der Sie, wenn Politik mal Thema war, gab's da Momente wo man sich missverstanden hat?

Anonymus: Naja, ich war denen immer zu individualistisch. Das heißt wir haben jetzt nicht wirklich gestritten. Die haben das irgendwie anerkannt, aber ich hab halt nicht wirklich dazugehört, genau aus diesem Grund, nicht? Weil ich einfach nicht so war, ja? Es hat da so die Gruppe revolutionärer Marxisten gegeben und ich hab sogar, das wird mir bis heute wahrscheinlich noch irgendwie nachhängen und in irgendwelchen Akten aufliegen, aber ich hab unterschrieben, dass die, eh, kandidieren dürfen bei den Universitätswahlen (schmunzelt). Da haben's Unterschriften gebraucht und ich hab gesagt „Okay, unterschreib ich euch des halt auch.“ Aber ich war auf keiner einzigen Versammlung von denen (beide lachen) I hob anen gekannt und wir haben uns gut verstanden - des woar's dann, ned? Aber die waren mir noch immer lieber als die „Lodenträger“ von der freiheitlichen Seite, nicht?

Senad: Ja. Gab's da auch welche, von der freiheitlichen Seite, wie Sie sagen, im Kaffeehaus? Oder im Beisl?

Anonymus: Ja natürlich, aber wahrscheinlich in anderen Kaffeehäusern und in anderen Beisl'n. Das war schon irgendwie auch a Thema, dass ma' g'sagt hat: „dort gehen die hin!“ Ja, aber es war jetzt nicht, dass man Krieg geführt hat. Ich muss sagen, die damalige, wie haben die g'heißen -die junge Freiheit – oder irgend sowas, die waren ja im Vergleich zu dem was sich heute abspielt - wie die Identitären - da waren das harmlose Würstl'n, in Wahrheit. Sind halt da in Ihren Lodenmänteln und fesch angezogen herum marschier und haben halt irgendwie um Sympathie gebettelt. Aber mit dieser extremen Rechten ... da ist ja die ÖVP heute schlimmer beinander, wie damals die jungen Freiheitlichen, nicht? Also es war damals schon alles eher gemäßigt. Die Radikalität, die heute rechts ist, war damals schon noch eher ein bisschen auf der linke Seite, nicht? Man darf ja ned vergessen, es hat dann solche Auswirkungen gehabt wie die RAF, die aus dieser Ecke entstanden ist. Letztlich auch die Partie, die natürlich am Schluss zu einer Verbrechergruppe verkommen ist. Aber die Ursprünge waren eigentlich die Widerstände gegen die Nazi-Professoren an der Uni. Und, ja, damals noch in Deutschland vor allem gegen die radikale Staatsgewalt, wo die Polizei wirklich brutal war und sofort hin geprügelt hat. Heut' tun's das ja wieder. Das ist das was mich so wütend macht, weil ich mein ganzes Leben geglaubt hab', das ma' des überwunden haben, nicht. Wir haben das nicht - offensichtlich nicht.

Senad: Was war die RAF und wofür stand sie?

Anonymus: Naja die RAF war ursprünglich ... Sie ist entstanden aus der APO, das heißt „außerparlamentarische Opposition“. Des war eine linke Gruppe, die halt

*Demonstrationen organisiert haben, natürlich hauptsächlich von den Uni-Leuten und die halt dann - ich seh's jetzt mal so, das muss nicht stimmen, ich bin halt ka Historiker – durch die Reaktion des Staates, in erster Linie in Deutschland, weil in Wien war ja alles immer harmloser, radikalisiert worden ist. Weil die einfach brutal gegen diese Demos vorgegangen sind und plötzlich hat sich diese APO bewaffnet und es ist eine bewaffnete Widerstandsbewegung daraus geworden, nicht – die Rote Arme Fraktion – die sogenannte RAF. Und die haben dann halt angefangen Bombenattentate zu machen und Leute zu entführen und es ist immer ärger geworden, ned? Und am Schluss war's eigentlich nur mehr - ja, wie soll man sagen – eine linke Mafia, oder - keine Ahnung. Sie haben ja jahrelang bürgerliche Sympathisanten gehabt, ned? Und in der Anfangsphase hatte sie sehr viele Sympathisanten aus der Künstler- und Schriftstellerszene, weil die natürlich auch damit absolut nicht einverstanden waren, nicht? Aber nachdem sie sich so radikalisiert haben, ist das immer mehr abgebröckelt und am Schluss waren's, ich sag's jetzt ganz brutal, waren's nur mehr a paar Leut', die absolut keine Sympathisanten hatten und die einfach aber weiterhin brutal Morde begangenen haben, und Überfälle begangen haben. Das hat sich irgendwie totgelaufen. Heut' schaut's so aus, als würde genau dieser Mechanismus in der Rechten Szene entstehen, nicht? Weil die dürfen jetzt im Moment alles, weil da nichts. Ist nur die Frage ... es werden auch Asylantenheime angezündet und sonstige Brutalitäten begangen, nicht? Also wird ma' sehen, wie weit der Staat das zulässt, dass da jetzt eine ähnliche Bewegung entsteht, nicht? Also um das abzuschließen (seufzt), das Ende der RAF war eigentlich das Misslingen der Flugzeugentführung nach Mogadischu, nicht? Wodurch die Anführer freigespresst werden sollten. Die sind ja damals in Stuttgart in Stammheim gesessen. Das ist aber dann schiefgegangen. Die Spezialtruppen haben damals das Flugzeug gestürmt und die Entführer erschossen und am nächsten Tag waren die Häftlinge tot, angeblich Selbstmord in Stuttgart Stammheim im Hochsicherheitsgefängnis. Und keiner weiß bis heute, wie die Selbstmörder zu ihren Waffen gekommen sind, oder ob sie sich wirklich selbst umgebracht haben, oder ob jemand sozusagen das erledigt hat, damit endlich a Ruhe ist, nicht?*

*Senad: Wow, wann war das zu welcher Zeit?*

*Anonymus: Ach, wann war das? Siebziger irgendwann, würd' ich sagen. Anfang, Mitte Siebziger. Da hat's auch den Terror bei den Münchner olympischen Spielen gegeben, das war glaub ich vorher, wie gesagt ich bin da glaub ich jetzt zeitmäßig nicht so sattelfest, und das war, wenn ich mich erinner', eh 72, da haben's in München, bei den olympischen Spielen, ein paar Sportler auch erschossen und ...*

235

*Senad: Lässt sich die RAF zum Beispiel zuordnen zu einem Kaffeehaus? Oder zu irgendeiner Wiener Kaffeehauskultur?*

*Anonymus: Ach (überlegt). In Wien war das nie so radikal. Es hat in Wien einen Künstler gegeben, der hat sich (ich hab weder Künstlernamen noch echten Namen aus der Audiodatei heraushören können) der ist mittlerweile hochangesehener, äh, Universitätsprofessor. Da waren ein paar von den Künstlern dabei, die natürlich auch protestiert haben gegen die, äh, gegen die nazistischen Universitätsprofessoren. Und da gibt's eine berühmte Aktion, ich weiß jetzt da nicht wer da dabei war, aber das kannst du im Internet sicher herausfinden, lauter*

bekannte, heute sehr bekannte, Künstler, die zum Teil, ein zwei sind schon sicher schon tot, ja, die haben im neuen Universitätsgebäude auf'n Tisch g'schiss'n, im großen Vorlesungssaal; also da hat's paar ganz heftige Aktionen gegeben, aber halt eher so diese österreichische Art von Aktionen. Obwohl der Hitler Österreicher war, er konnte es glaub ich nur in Deutschland schaffen. Es hat dann zwar zurückgeschlagen auf Österreich, aber in Österreich ist alles immer so a' bissl schlampater (schmunzelt). Es hieß: „Mia wird'n kann Richter brauchen“, was ja auch was Sympathisches hat. Was einen aber auf der anderen Seite - wenn man dann einen Richter braucht - zum Verzweifeln treiben kann, nicht? Wenn man auf Gummiwände stößt. Ich glaub nicht, dass man das so aufhängen kann, auf ein Kaffeehaus, das ma' sagt: „dort treffen sich die Radikalen!“. Ich glaub, das war dann eher schon sehr im privaten Bereich. Und auf der Uni so in diversen „Sit-In's“ und sowas. Das war jetzt nicht unbedingt Kaffeehauskultur. Dazu ist das Kaffeehaus zu gemütlich. Ich glaub' Morde und Überfälle kann man im Kaffeehaus planen (beide lachen) aber so großangelegte Dinge plant man nicht im Kaffeehaus. Die plant man eher irgendwo in einem privaten Treffen. Wie gesagt, also diese wirklich großen Eskalationen, bei uns hat's natürlich Demonstrationen gegeben, aber bei uns war die Polizei nie so brutal, wie in Deutschland und diese wirklich großen Eskalationen hat es bei uns ned gegeben. Wie gesagt es wurden Leute schon verhaftet und es wurde auf den Tisch g'schissen, aber es ist zu keinen Bomben gekommen.

Senad: Verstehe, okay. Wenn Du jetzt zurückdenkst an die Kaffeehaus- oder Beislbesuche, gab's da eine Parteipolitik, die besonders diskutiert wurde?

Anonymus: (überlegt einige Sekunden) Es war damals natürlich - weil die Einstellungen auch klarer waren und die Richtungen mehr parteipolitisch von Anfang an - also ma' woa afoch Sozi oder ma woa Schwarzer. Aber da waren die Sozis halt noch Sozis, ja und das war eine klare Linie und das war eine Arbeiterpartei oder die Partei der Unterprivilegierten. Das kann man ja heute nicht mehr, du kannst das ja nicht mehr zuordnen, ned? Das ist ja auch der Grund warum die FPÖ so einen Zulauf hat, meiner Meinung nach, weil die stellen sich so dar als wären sie die Partei der kleinen Leute. In Wirklichkeit san's sas ned. Die Klientel der FPÖ ist großbürgerlich bis sehr, sehr reich, nicht? Und haben dann im Volk, weil's afoch auf alle anderen schimpfen. Und jeder der nichts hat und nichts ist, sagt, die muss ich wählen. Ja, das ist auch eine Frage der Bildung. Also zum Beispiel meine Großmutter war eine ganze einfache Küchenhilfe bei Unilever, ja. Ich bin mit meiner Großmutter ins Theater in der Josefstadt und ins Kino gegangen, das hat die Gewerkschaft der Unilever ermöglicht, hat ihren Gewerkschaftsmitgliedern Theaterkarten für die Josefstadt gegeben und die Leute haben das angenommen. Heute würde das ja niemanden mehr interessieren. Meine Großmutter hat einen Englischkurs gemacht, der von der Gewerkschaft bezahlt wurde - als Küchenhilfe! (Senad bestaunt die Aussagen von Anonymus) Als Küchenhilfe in einem Großbetrieb!

Senad: Also hat man auf die Bildung gesetzt?

Anonymus: Es war ganz wichtig auf Bildung zu setzen! Meine Großmutter ist als Kind vom Land gekommen, da ist sie als Dienstmädchen aufgewachsen, und zwar von einem oberösterreichischen Bauern. Sie war nix! Und hat dann gearbeitet bei der und bei der ... und war eigentlich trotzdem eine unglaublich emphatische, mitfühlende und eigentlich auch gebildete Frau, weil die hat viel gelesen. Die hat nie mehr gemacht als die Volksschule, ja? Aber welcher Betriebsrat, welcher Betriebsrat von großen Firmen, würd das heut' überhaupt

anbiet'n? Und wenn er's anbietet, würde es nicht angenommen werden, meiner Meinung nach. Also ich verzweifel da schon ein bisschen an den Leuten. Weils' einfach kein Interesse haben. Das Wichtige ist - hat man jetzt wieder gesehen - man kann endlich wieder zum Friseur gehen, ned? Und Selfies, und man braucht Styling und das ist wichtig. Aber das innere Styling ist vollkommen wurscht, nicht?

Senad: Wie und warum ist es dazu gekommen?

Anonymus: (seufzt) Das ist vielleicht eine Altersgeschichte, aber es geht eana zu guad. Man muss nicht. Trotzdem, es ist jeder träge heut' - jeder natürlich nicht, ich rede jetzt nicht von Obdachlosen oder so, aber die san ja zum Teil noch gebildeter als diese ... na, das ist jetzt vielleicht zu vorurteilsmäßig, aber, hm, ich seh's auch bei meinen Studentinnen zum Teil, ich mein die san von so einem unglaublichen Ehrgeizig und so, aber wenn ich dann irgendwas nachfrag', ich wunder' mich immer, wie wenig Ahnung die eigentlich von Allgemeinbildung haben, ich versteh's nicht! Ja? Das liegt auch daran, glaub ich, dass natürlich, das ist eine konservative G'schichte, dass in den letzten Jahrzehnten auch die Unis so getrimmt wurden, auf „du musst in vier Jahren durch dein Studium“ und das ist genau festgelegt, alles. Wenn ich mich an mein Studium erinner', ich hab zuerst Mathematik und dann Psychologie studiert, und was wir gesessen sind und diskutiert haben. Die Zeit ist heut' nicht. Du musst durch durchs Studium, weil sonst verlierst das Stipendium oder wenn du das zweite Mal durchfliegst ist überhaupt vorbei und all das verhindert eigentlich eine Allgemeinbildung - in Wahrheit. Dass ma' die Zusammenhänge sieht. Dass ma' die Möglichkeit dazu hat ; vielleicht geht's in einem Philosophiestudium noch, aber in allen praktischen Studien gibt's das praktisch nimmer. Da muss ma durch so schnell wie möglich und dann sollst du einen Job haben und dann links und rechts gilt's nicht, ned? Das ist alles egal, ja?

Senad: Das ist eine sehr interessante, sehr, sehr interessante Schlussfolgerung und wenn wir zurückkommen auf das Kaffeehaus, glaubst Du bietet das vielleicht eine Art Zuflucht, kreative Zuflucht?

Anonymus: Sicher! Also da bin ich überzeugt, weil ein Großteil dieser Diskussionen hat natürlich im Kaffeehaus stattgefunden. Die finden ja jetzt ned direkt an der Uni statt. Oder auch später, wenn man sich trifft, oder auch heute noch. Ich treff' halt Leute im Kaffeehaus, wenn man sich bewusst was ausmacht. Dass ma' telefoniert und sagt: „Ja, wollen wir uns ned amal treffen; ja, wir treffen uns nächste Wochen, um so und so viel Uhr, dort und dort.“, nicht? Dann wird natürlich in erster Linie politisch geredet - vor allem in Zeiten wie diesen jetzt. Dann landet man bei einer politischen Diskussion. Die aber nicht mehr parteipolitisch ist. Man muss sich nur anschauen, die Sozis gibt's ja nicht mehr. Es hat ja einen Grund warum die politisch prozentuell kämpfen, müssen sich bemühen zwei % über der FPÖ zu sein oder in Deutschland über der AFD, nicht? Ich mein, grad Deutschland ist ja das beste Beispiel, wer hat denn Hartz IV eingeführt? Die Grünen und die Roten, das ist ja ein Skandal, der bis heute nicht aufgearbeitet wurde, nicht?

Senad: Ja, ja, warum ist es ein Skandal?

Anonymus: Ja, weil Hartz IV so ziemlich das Schlimmste ist, was unterprivilegierten Leuten passieren kann. Für einen, der die Arbeit verliert, nicht? Und dass das ausgerechnet von einer Rot-Grünen-Regierung eingeführt wurde, ist einfach unfassbar. Die haben das

Arbeitslosengeld zu erhöhen, die haben sich dafür einzusetzen, dass eine bedingungslose Mindestsicherung kommt; und ned den Leuten, denen es schlecht geht, noch mehr wegzunehmen und auf der anderen Seite gar nicht daran denken die Autoindustrie, oder gar nicht zu reden von den weltweiten Konzerne wie Amazon oder Starbucks, die Umsätze machen, wovon die sich niemand vorstellen kann wie riesig die sind, und die im Endeffekt minimale Steuern zahlen? Und auf der anderen Seite nehm' ich den armen Leuten was weg, glaub ich, dass Leute mit 800 Euro auskommen müssen und bevor sie die 800 Euro kriegen, müssen sie einmal alles verkaufen, was mehr als 4.000 Euro wert ist. Ich mein, das ist so eine unfassbare, echt menschenverachtende Regelung, ja? Und das kommt von einer sogenannten sozialistischen Partei? Ich mein, das ist ja unfassbar.

Senad: Das ist - wow - es ist ziemlich, ziemlich interessant und es ist eine Art von Neoliberalismus, der sich in der Spätmoderne entwickelt hat Glaubst du hat der Einfluss gehabt auf Institutionen wie die Beisl'n, die Kaffeehäuser? Ist es überhaupt noch möglich sich so zu treffen wie damals?

Anonymus: Na das sicher. Also ich glaub nicht. Also mit Neoliberalismus hat viel zu tun, aber nicht wie ich mich im Kaffeehaus treffe. Das nicht.

Senad: Vielleicht warum man sich im Kaffeehaus trifft? Der Grund des Treffens?

Anonymus: Das ist bei uns halt so Tradition eher. Es gibt, ich kann's jetzt nicht beurteilen, aber ich hab zum Beispiel gehört in Dänemark gibt's ... vor ein paar Jahren war ich im Sommer für ein paar Wochen dort ... dort trifft man sich eher Zuhause. Das heißt, da ladet man die Leute zu sich ein. Das war in Wien nie Tradition. Ja, natürlich, ja, einmal sagen: „Okay, kommt's zum Essen!“. Aber wenn ich wen getroffen hab', so regelmäßig, hat man sich einfach im Kaffeehaus getroffen. Und das ist glaub ich, das ist, glaub ich, nach wie vor so. Es ist, die Österreicher sind nicht so, ja, da lad ma' sich mal die Familie ein, oder, oder sonst wem zum Essen, einmal, zweimal im Jahr, bei mir kommen's immer zu Weihnachten und da ist man einmal beim Cousin zum Grillen, oder sonst was. Aber im Großen und Ganzen? Das ist nicht immer nur Kaffeehaus, das ist dann beim Heurigen, oder irgendwo in einem Beisl, oder irgendwo auch im Kaffeehaus. Dort wird eigentlich kommuniziert, und da hat sich nichts geändert, das ist nach wie vor so. Denk ich jetzt einmal.

Senad: Okay, und wie stark hat die Politik Einfluss auf die Wahl des Kaffeehauses?

Anonymus: Na wenn ich weiß, dort san die Identitären Zuhause', dann geh i ned hi'. Aber das gibt's kaum, muss man sagen es ist schon, ich bin wie gesagt in der Wiener Kaffeehauskultur jetzt nicht mehr so bewandert, weil ich nimma in Wien leb'. Natürlich hat jedes Kaffeehaus seine Klientel. Des war damals, wo wir studiert haben a', jetzt waren's nicht so extrem, aber dort sind's as halt. In einem Kaffeehaus waren die Rocker und in einem anderen die Mods und im Dritten waren, ich weiß ned, die Jus Studenten, die grünen Mäntel (Senad schmunzelt). Das heißt nicht, dass ma' dort jetzt gar ned eingegangen ist, man ist halt bevorzugt natürlich dort hingegangen, wo man Leut' getroffen hat, die einem symphytisch waren. Ist ja sonst kontraproduktiv, nicht? Ich geh wo eine und ärgere mich dann über die Typen, die herumsitzen? Zum Beispiel in Neusiedl hamma eine Bar am See unten, die so eine richtige „Schicki-Micki-Bar“ ist, wo so 80% Wiener drinnen san. Die gibt's jetzt seit zehn Jahren und da war ich zwei Mal unten und nur deswegen, weil mich irgendwer überredet hat und ich hab'

*dieses Lokal so gehasst – es ist wunderschön! Direkt am See, mit Terrasse, toll, alles wunderbar, Getränke sind gut! – aber die Leut' sind für mich unerträglich. So diese hirnlose „Schicki-Micki-Partie“, nicht? Alle aufgeputzt, bis zum geht nicht mehr und jeder zeigt was er hat und wannst daneben sitzt und earnan Gesprächen zuhorchst, dann kommt da' des Speib'n (schmunzelt).*

*Senad: Was kann man da denn oft mithören? Also was kriegt man so mit?*

*Anonymus: Na diese unfassbaren Belanglosigkeiten! Da stehen zwei Kleiderständer, wo jeder 1.000 Euro umgehängt hat und anzogen ist und red'n dann so an Schwachsinn. Belanglosigkeit, ich red' gar ned von politisch, sondern afoch an Bledsinn! Einfach absolute Belanglosigkeit! Ist ja für mich extrem schlimm, wenn Leuten diese Hirnlosigkeit so beim Mund rauskommt.*

*Senad: Was für Themen werden da zum Beispiel angesprochen? Jetzt wenn Du sagst: „belanglos“, irgendwas wird man doch hören.*

*Anonymus: In erster Linie geht es um Äußerlichkeiten und was das gekostet hat, wo war der Ding - und Lokale, warst dort schon und haben's, ja, i' man, es ist ... sie haben jetzt nichts Böses, aber so (Anonymus wird zornig beim Beschreiben) aber so, auch der Ton, wie sie reden, es ist alles so Karikatur, menschliche Karikaturen sind das, für mich.*

*Senad: Okay, und wieso ist das der Fall? Wie kommt es dazu?*

*Anonymus: (Atmet laut) Ja weil Bildung nix zählt, weil's Wichtigste sind Äußerlichkeiten. Wer hat im Internet Erfolg? Auf Youtube? Irgendwelche Mädels, die ihr Schminkzeug auspacken und sich dann damit anschmieren, nicht? Und die haben dann 200.000 Follower, oder so irgendwas, nicht? Und das ist genau diese Einstellung, nicht? Es geht drum toll zu sein, es geht drum gut auszusehen, es geht nicht drum a Ahnung von irgendwas zu haben, ja?*

*Senad: Also würdest Du sagen, dass es einen Zusammenhang zwischen Internet, Social Media, der Digitalisierung generell und der Kaffeehausbesuche gibt?*

*Anonymus: Nein, ich denke, nein des hat mit Kaffeehausbesuchen nichts zu tun, sondern des hat mit einer Geisteshaltung und mit einem Lebensstil zu tun. Das Schlimme ist, dass das zum Teil sehr wohlhabende Leute san, oft sehr wohlhabende Leute, das ist nicht die unterste Schicht, im Gegenteil! Des san oft Leut' die wirklich was haben, die auch zum Teil auch an guaden Job haben, oder reiche Eltern, was natürlich auch Vorkommen soll, aber wir dürfen natürlich auch keine Erbschaftssteuer einführen, weil das wäre dann ein Verbrechen, um Gottes Willen, nicht!?! (spricht sarkastisch) Wir sind das einzige Land in Europa, das keine Erbschaftssteuer hat, ja? Aber wurscht, des ist schon wieder das nächste Thema. Und das halt, es (grübelt), wie soll ich sagen, ähm, es ist nicht mehr wichtig was man kann und weiß, sondern es ist nur mehr wichtig, was man nach außen zeigen kann und, und da haben natürlich schon die social media einen gehörigen Anteil dran, nicht? Aber ich will des ned verdammen, weil ich find Youtube großartig, weil wenn ich bei meinen Musikbearbeitungen mit einem Programm mich bei irgendwas nicht auskenn', da geh i' rein und schau ma' a' Youtube Video an, wie ma' des macht, ja? Und damit fahr ich sehr gut, die meiste Zeit, ja?*

*Senad: Ja, ja, natürlich, auch auf Smartphones. Beobachtest Du Smartphone-Nutzer in Beisl'n oder Kaffeehäusern. Hat sich da ... ?(Anonymus unterbricht)*

*Anonymus: Ja natürlich, ned?. Man sieht doch immer wieder, grad auch in den Kaffeehäusern oder in den Beisl'n, dass zwar Leut' beinander sitzen, jeder hat sein Smartphone vor der Nase, das ist kein Klischee, das ist tatsächlich so! Das Klischee ist, dass die miteinander, obwohl's nebeneinander sitzen, über's Smartphone kommunizieren (beide lachen)*

*Senad: Da hab ich schon davon gehört. Kommunizieren Personen, wenn sie nicht mit sich selbst oder miteinander kommunizieren, zur Außenwelt und hat das einen Einfluss auf die Gespräche miteinander?*

*Anonymus: Kann ich mir schon vorstellen, dass ma' dann sagt: „Du, die Susi hat grad geschrieben, des und des und des. – Aha, ist eh interessant, wart einmal ich tua dann zurück.“, nicht? (beide schmunzeln) Das schon. Also insofern, man braucht ja nur in der U-Bahn fahren bitte, es sitzt ja kaum jemand einfach nur dort, auch ich nicht, ich geb's zu, ich schau dann a meine eMails nach, oder so. Ich schreib nur irrsinnig ungern, weil ich das nie gelernt hab', so mit dem Daumen.*

*Senad: Aber, wenn jetzt Sie einmal in die Zukunft denken - sie haben natürlich gewisse Erinnerungen aus der Vergangenheit mit Kaffeehäusern - wenn sie jetzt aber an das zukünftige Kaffeehaus denken, was hätten Sie da gerne?*

*Anonymus: (Seufzt) Naja, in Wien, glaub ich, braucht man sich da keine Sorgen machen. Da ist das meiste kein Problem - es hat ja dieses „Kaffeehaussterben“ gegeben, aber das hat sich auch beruhigt. Auch in Hietzing hat's a ganz a tolles Café gegeben, wo dann eine Bank drinnen war, plötzlich. Es san natürlich a paar Kaffeehäuser g'storben. Aber dafür sind dann halt diese, diese „Mitteldinger“, zwischen Beisl, Kaffeehaus und Bar da gwesn Ich weiß jetzt nicht, kennst du die, da gibt's da oben auf der Kärtnerstraße, ganz oben, das ist schon oben auf der Rotenturmstraße, das Daniel heißt's; das ist eigentlich a so ein Kaffeehaus, eher so eine italienische Bar, nicht? Wo ma' tatsächlich in einer Bar sitzt, aber jetzt nicht in einer Bar im Nachtclub, wo man sauft, sondern wo ma' eben an der Bar seinen Kaffee trinkt und sitzt und redet. Das ist das eine, das andere was entstanden ist, sind so diese Musikkaffees, wie ich schon g'sagt hab', wo ich mich reinsetz' und weiß ... Früher wusste ich, wenn ich dort hingeh', spieln's an Jazz und wenn ich dort hingeh' dann spieln's Rockmusik. Jetzt gar nicht LIVE Musik, sondern auch aus der Konserve, aber jetzt halt nicht so als, als, als (seufzt) aber nicht so als Kaufhausmusik, im Hintergrund; sondern tatsächlich als, also die hatten zum Teil sogar am Abend dann schon eine Musik, die in die Stimmung eingegriffen hat, die man beim Reden übertonen musste, ja? Wenn ich natürlich diskutieren will wieder oder was besprechen will, dann geh' i ned in sowas. Dann geh ich halt in ein Kaffeehaus, wie des Mozart, oder etliche andere, die es Gott sei Dank noch gibt, wo die Zeitungen hängen, wo i mi' in Ruhe hinsetz'n kann und die Zeitung lese oder mit meinem Gegenüber reden kann. Das ist immer, grad – was will ich grad im Moment?*

*Senad: Sicher. Was haltest Du von Billardtischen zum Beispiel in Kaffeehäusern?*

*Anonymus: Find ich toll! Ich hab früher viel g'macht. Wenn ma' Schul' gestagelt haben, dann samma immer ins Wunderer in Hietzing Billard spielen gegangen. (schmunzelt). Mittlerweile spiele ich nicht mehr so viel, muss i' sog'n, ich war auch Schachspielen im Kaffeehaus eine Zeitlang, nicht?*

*Senad: Ja, das sind Tätigkeiten, die kommen gut und gern vor, also Billardtische gibt's, die sind vorhanden, es geht darum herauszufinden (Anonymus unterbricht)*

*Anonymus: Es gibt eh alles noch. Es gibt auch Kartenspiele, die finde ich gut!*

*Senad: es gibt natürlich auch andere „Medien der Unterhaltung“ sag' ich jetzt einmal. Ein Beispiel dafür wären Videoscreens? Also, ich weiß nicht, ob Du das beobachten konntest, dass heutzutage, vermehrt Fernseher oder Videoscreens im Kaffeehaus vorhanden sind. Was hältst Du von solchen Sachen?*

*Anonymus: Also für mich, wo ich das ganz witzig finde, wenn in einem Pub ein Fußballspiel rennt, ist das normal, nicht? Das ist eher so die „Pubkultur“, nicht? Also in einem Kaffeehaus brauch ich's ned, ehrlich g'sagt. Aber das ist auch ... ich versteh' das, wenn jetzt Rapid gegen Austria spielt und da gehst halt ins Café, weil's witzig ist einfach mit mehreren Leuten nebeneinander sich das anzuschauen, ja. Oder irgendwelche Schirennen oder sonst irgendwas. Aber wenn dort Tag und Nach der Screen rennt, mit Werbung und so, also das ist, das find' ich jetzt nicht so toll, muss ich ehrlich sagen.*

*Senad: Okay. Und waren die Kaffeehausbesuche beziehungsweise waren die Kaffeehäuser damals zu Ihrer Studienzeit besser besucht als später?*

*Anonymus: Um die Uni herum – sicher!*

*Senad: Und wie hat sich das geändert?*

*Anonymus: Ja, ich, ... ich kann's jetzt nicht sagen, ich weiß nur von meiner Tochter, die geht jetzt zum Beispiel nie ins Kaffeehaus. Ich glaub nicht, dass es bei uns einen Studenten gegeben hat, der nicht ins Kaffeehaus gegangen wäre. Kann ich mir nicht vorstellen, ich war jetzt schon ewig ned. Ich mein, das wirst du besser wissen, wenn'st einmal ums neue Institutsgebäude herumgehst, da gibt's ja jede Menge Kaffeehäuser nicht? Die waren ja auch tagsüber voll, wie ich studiert hab', aber das ist doch schon lange her, sind eh schon 40 Jahre her mittlerweile. und, und, sonst, ich weiß zum Beispiel, ich kann's jetzt von Neusiedl wie gesagt, weil ich wohn' jetzt lange schon hier und wann ich in Wien weg geh, dann geh ich meistens zu Zeiten weg, wo was los ist, irgendwie am Abend, oder so. Aber in Neusiedl, zum Beispiel, da sind die Lokale, im Vergleich zu dem wie ich runtergekommen bin, praktisch leer. Ich weiß nicht, im Moment, wo die jungen Leut' san. Wir hatten zwei, drei Lokale, die immer voll waren, vor allem am Abend, natürlich, ja. So einige haben zugesperrt und die anderen sind halt so, ja, Freitag, Samstag a bissl besucht, aber ich, ich weiß, ich kann mich erinnert, zu Zeiten vor 30 Jahren, wie ich runtergekommen bin, oder 25 Jahren, da war ich auch noch mehr in Wien damals, aber da bist ab Donnerstag bis Sonntag kaum an der Tür reingekommen, bei manchen Lokalen. Sowas gibt's einfach nicht mehr. Die haben sich auch viel mehr zurückgezogen, hab' ich das Gefühl zum Teil.*

*Senad: Ja, es haben sich definitiv Sachen verändert. Inwiefern, ist eine gute Frage. Durch die Schließung und Öffnung neuer Kaffeehäuser hat sich das Angebot geändert. Wenn sie jetzt in Kontakt mit Ihrer Tochter, oder mit Ihren Kindern generell sind, was sagen Sie, inwiefern nehmen die diese Veränderung, wie nehmen die die Lokale in Wien wahr?*

*Anonymus: Naja, ist jetzt nicht so, dass die nicht weggehen, ich mein, aber es ist eher so ein „Abendweggehen“. Mein Sohn ist ja seit 15 Jahren in Berlin und er ist schon einer, der dauernd unterwegs ist. Aber ich hab' so das Gefühl, dass es nicht mehr wie früher ist, weil die Leute eben so unter einen Stress stehen. Dass es nicht mehr das ist: „Okay, ich verbring' jetzt einen Tag auf der Uni, und von diesem Tag an der Uni, bin ich drei Stunden mindestens irgendwo in einem Kaffeehaus, oder vier Stunden. Dann geh ich wieder zu ana Vorlesung, und dann treff' ich wem und dann lernen und dann geh ich in die Bibliothek. Das ist alles viel mehr strukturiert, aus der Uni ist eine Weiterführung des Gymnasiums geworden. Wo einfach alles ganz fix ist: „Ja, das muss man da und da machen, und die Prüfung muss man machen und das muss man machen.“ Du kommst gar ned dazu, dass du sagst: „O.K., jetzt setz' i' mi' da mal eine und, ja.“*

*Senad: Was ist das Ziel dabei? Also wenn Du sagst, das Gymnasium wird weitergeführt. Was glaubst Du ist das Ziel davon?*

*Anonymus: Es ist wieder, meiner Meinung nach ist es wieder was Neoliberalistisches. Es ist der Wunsch nach funktionierenden Menschen, aber nicht nach gebildeten Menschen. Das ist das was ich zuerst g'sagt hab von den Leut', die haben ein Geld, die stehen dort unten. Weil ... dieses Lokal am Neusiedl am See, das ist ned billig, ganz im Gegenteil, ja? Das sind Leut', die einen Job haben und wahrscheinlich auch Leut', die studiert haben, aber Leute, die trotzdem eigentlich so, so wenig persönliche Substanz haben, weil sie in ihrer Ausbildungszeit gar ned die Gelegenheit hatten eine aufzubauen. Weil man nur zum Fachtrottel getrimmt wird. Und das ist ja so in einer neoliberalistischen Welt, der kommt das ja unglaublich entgegen, nicht? Weil Neoliberalismus heißt, es gibt eine sehr, sehr kleine Gruppe von Leuten, die Macht haben und das ist nicht die Regierung, ja? Und das ist nicht die Regierung, des san die G'stopften, die an die Regierung spenden, die aus der Regierung ihre „Erfüllungsgehilfen“ machen, nicht? Und die haben ein Interesse daran, dass ein Großteil der Leute funktioniert, aber eigentlich im Sinne von Allgemeinbildung ungebildet ist. Die sich keine Gedanken übers Leben machen, sondern die kein Interesse haben. Denen wird ja eingeredet, wenn ihr nur fleißig genug seid, dann könnt's ihr a Milliardäre werden. – Schaffen die nie, nie im Leben! Manche schaffen gar nichts und werden Hartz IV Empfänger in Deutschland und andere schaffen es gut zu verdienen und wohlhabend zu werden, des hat aber mit dem, was wirklich reich ist – der Buffett hat g'sagt, auf die Frage wann ma' reich ist, hat er gesagt: „reich ist man dann, reich sind Sie dann, wenn Sie beim zählen Ihres Geldes eine Million übersehen und es fällt Ihnen nicht auf.“ (beide schmunzeln) – hat der Warren Buffett g'sagt.*

*Senad: Da sind wir und viele andere weit entfernt, das ist ein Wahnsinn. Und glauben Sie, besteht da ein Zusammenhang, also die Universität als Institution, das Kaffeehaus als Institution, gibt's da Zusammenhänge, inwiefern da die Politik nicht nur die Unis und den Ablauf an Unis und Schulen verändert, sondern - wie Du gesagt hast - ihren Einfluss auch auf die Institution Kaffeehaus ausübte und da irgendwas tun wollte, wenn Du verstehst, was ich meine.*

*Anonymus: Na, glaub' i' ned ehrlich g'sagt. Weil das passiert von selber, nicht? Wenn ich Leute hab' die sich über nichts mehr Gedanken machen, na dann wird halt auch im Kaffeehaus über Äußerlichkeiten und Belanglosigkeiten gesprochen. Ich mein, warum sollt' ma', das ist so wie als würd ma' sagen, dass bewusst Treffen und Diskussionen verändert werden. Das ergibt sich einfach! Das ist die Folge aus dieser Lebenseinstellung. Aus diesem Funktionieren, nicht? Ich*

*bin ja entsetzt, wie (seufzt) eben wie g'sagt bei meinen Studenten, die wirklich nette Kinder für mich jetzt, obwohl's eh alle über 21 sind, diese absolute Interessenlosigkeit, diese Oberflächlichkeit, wo's eigentlich bei denen auch nur darum geht, wie mach ich schnell Karriere, wie verdien' ich schnell Geld, wie schau ich gut aus? Alles andere ist wurscht, was rundherum passiert! Das macht mich so entsetzt, weil meine Generation, sag ich bewusst jetzt, auf die Barrikaden gegangen ist, genau gegen diese, gegen diese Art zu leben. Und gegen dieses funktionieren müssen.*

*Senad: Ja, das ist wahrhaftig, das stimmt alles schon so.*

*„Reicht schon, Senad, reicht schon.“, unterbrach Kai seinen Interviewer, „Wir haben genug gehört. Jetzt müssen wir das einmal verarbeiten.“ Das war ja nun wirklich ein ziemlich großer Puzzlestein gewesen.*

Senad wusste plötzlich, dass nicht Kai - der Matador der Windmühlen – den Fortgang dieser Reise bestimmte. Viel zu sehr hing dieser an den Einzelheiten, an den funkelnden Singularitäten, die sich in den Antwortsätzen auftaten. Wenn es viele waren wick Kai erschrocken zurück, vermittelte den Eindruck sich in einem Spiegelkabinett zu befinden. Es war an ihm, Senad dem Sancho Panza des Ritters Don Quichote, ihn weiterzuführen, ihm die nächste Singularität vor Augen zu führen, ihn vom Staunen zu befreien. Damit er seine Lanze einlegen konnte auf die nächste Interrogation eines anonymen Interviewpartners zu galoppieren konnte. Schweigend suchte Senad das nächste Interview aus.

Der Brocken, den er Don Quichote gerade serviert hatte war zu groß und schwer verdaulich gewesen. Andererseits war in diesem Stück Kaffeehausleben das Wesen des Kaffeehauses wie es ein heute 68-jähriger erlebt hatte in allen Variationen enthalten. Das war zweifellos notwendig gewesen, dachte er. Aber ein weiterer großer Brocken wäre gefährlich, wäre auch unnütz. Da wollte er lieber ein paar kurze Sequenzen aus mehreren Interviews zusammensetzen, anekdotische Garnierung um es nicht langweilig werden zu lassen. Er machte sich ans Werk und konnte seinem Illusionisten schon bald den zweiten und letzten Puzzlestein - ein Potpourri - präsentieren.

*Frage: Du gehst nicht ins Kaffeehaus um gesehen zu werden?*

*Anonymus: Meine Tochter, die in Paris lebt, liebt das Oberlaa und geht regelmäßig, wenn sie in Wien ist mit mir ins Oberlaa. Ich treffe mich meistens im Landtmann oder im Schwarzenberg, oder gelegentlich im Imperial. Da geht's um Gesprächstermine, politische Termine. Mit dem Mitterlehner treffe ich mich regelmäßig im Sacher. Das hängt auch von den Personen ab. Manche, wie die Rabl-Stadler, die auch im Sacher residiert. Dann gibt's andere, die residieren im Bristol oder im Imperial. Und das ist angenehm, weil Du im Imperial nicht gestört wirst. Das Hawelka eher um es Leuten vorzuführen, auch das Museum. Im Museum treffe ich mich auch öfter. Wo ich mich sehr gern treffe – das habe ich vergessen, wahrscheinlich mehr als 10-mal – das ist das Café Wörthner; in der Nähe der Wirtschaftskammer. Oder auch in der Aida – also da komm ich schon auf 15-mal. Wenn man in der Wirtschaftskammer essen geht, dann gehen wir oft in dieses eigenartige „Mann“, oder in die Aida. Also das sind so die kammerbezogenen Orte.*

*Frage: Kommt es im Kaffeehaus auch zu philosophischen Fragen?*

*Anonymus: Also ja ich würde sagen, dass so ein Ort eignet sich hervorragend dazu eignet philosophische Grundprinzipien und Überlegungen anzustellen oder auch einfach Dinge zu hinterfragen. Mit spielerischem Kontext, denn man sitzt halt trotzdem immer noch nett beieinander, trinkt einen Kaffee oder vielleicht auch einen weißen Spritzer, je nachdem, und weil natürlich auch die Atmosphäre dazu anregt, weil ein Kaffeehaus auch - sozusagen – ein aus der Historie stammendes Gebäude ist. Und es ist wie eine Zeitreise für jemanden, und insofern stimulierend für solche Fragestellungen.*

*Frage: Was ist für Dich das interessanteste Beispiel für ein Kaffeehausgespräch gewesen, das jetzige ausgenommen?*

*Anonymus: Ein guter Tratsch war oft ein Gespräch mit Leuten, die man lang aus den Augen verloren hat. Und dann herauszufinden was die Person so gemacht hat, wie sich ihr Denken entwickelt hat. Das war immer interessant. Zum Beispiel Michel Löwy, den Philosophen, hatte ich Jahrzehnte nicht gesehen. Oder John Bunzl, Ostenhof. Und dann kommen schon so fünf sechs Leute zusammen und jeder sagt „Was hab' ich gemacht in den letzten zwanzig Jahren?“. Und dann fragt man, wie sich die Meinungen entwickelt haben; da weiß man dann wieder wo der steht, was er macht. Da weiß man wieder was los ist. Das passiert nicht wahnsinnig oft, klar. Aber es passiert oft im Kaffeehaus.*

*Frage: Hat der intellektuelle Aspekt, dass man zum Beispiel studiert, einen Einfluss drauf ob man ins Kaffeehaus geht, oder nicht?*

*Anonymus: Ja, würd' ich schon sagen. Personen mit höherem Bildungstand gehen wahrscheinlich im Schnitt häufiger ins Kaffeehaus. Man könnte jetzt einen Klassiker bringen, aber das ist jetzt natürlich eine krude Schätzung. Also, ich sag jetzt einmal Bauarbeiter, die grad Pause machen, sieht man vielleicht eher nicht in einem Kaffeehaus. Die sieht man eher, was weiß ich, im Gasthaus, oder vor einem Würstchenstand, oder so. Ich hab' schon den Eindruck, dass Kaffeehäuser ein Gastronomiebereich sind, der von relativ breiten Schichten besucht wird, aber es hat tendenziell wahrscheinlich schon ein wenig mit der Bildung zu tun, ob man häufiger geht.*

*Frage: Hast du vielleicht irgendeine Anekdote, die für dich für ein Kaffeehaus steht? Irgendetwas das das etwa das Eile repräsentiert?*

*Anonymus: Eine Anekdote. na da tu ich mir jetzt schwer mit einer Anekdote. ... Ja vielleicht doch folgende. Ich meine, als wir als wir die Liste Pilz gegründet haben, ja, da haben wir gleich da oben in der Josefstädterstraße ein kleines Lokal, Kellerlokal, gehabt wo wir Pressekonferenzen abgehalten haben. Und die Vorbesprechungen haben wir immer da hinten im Eck (deutet auf Tisch) reserviert gehabt. Und einmal ist es vorgekommen, dass wir da dann den Werner Kolgler getroffen haben und das war insofern recht witzig, weil er gewitzelt hat: „Na was macht's ihr denn da, bereitet ihr schon wieder etwas vor?“ Und das war dann auch so. Aber wir sind immer da rechts hinten gesessen.*

*Frage: Der VSStÖ versus die Trotzlisten der GRM habe ich da so als Kontroverse in der Erinnerung. Erinnerst Du Dich?*

*Anonymus: Jaja, in meiner Zeit hat sich ja der VSStÖ gespalten und da sind ein paar zu den Trotzlisten gegangen – wie der Robert Wiesner oder der Pilz. Das hat mich aber nicht*

*interessiert. Und die MLS, die Maoisten, haben mich auch nicht interessiert. Inhaltlich haben wir uns mit denen kaum beschäftigt. Naja, sie waren halt immer da. Aber wir waren eher mit dem KSV. Der Walter Baier, KSV, war mit mir Studienrichtungsvertreter. Ich hab' ja lang nicht verstanden warum wir nicht beim KSV sind, weil ich habe ja lange den Unterschied nicht gekannt. Keine Ahnung, so blöd. Der Pelinka hat dann immer gesagt „Naja, wir haben ein anderes Verhältnis zur Sowjetunion.“ Wir haben aber einmal eine Sowjetunion Reise gemacht, da war der Pilz dabei. Und da haben wir uns fast gespalten, weil die einen gesagt haben, sie gehen nicht ins Lenin Mausoleum, weil das ist Personenkult. Ich bin vorbei defiliert und dann haben sie sich aufgeregt, weil wir als Ausländer vorbei an der langen Schlange vorgezogen wurden, nicht in der langen Schlange anstehen mussten. Ich war froh, dass man uns vorgezogen hatte. Wir waren eben stark mit uns beschäftigt und mit der Partei, haben uns abgespalten. Es gibt ja die berühmte Sitzung wo ich mich zum ersten Mal zu Wort gemeldet hab, im Plenum vom VSStÖ am Schmerlingplatz. Ja genau, und da war der Pilz und der Mattl und die waren gegen die Arena, die haben gesagt das ist reformistisch. Und ich war für die Arena. Und dann hab' ich gesagt „Ein guter Reformist ist mir lieber als ein depperter Revolutionär.“ Darauf hat der Pilz gesagt: „Schluck Intelligenzpillen!“. Wirklich, so war das damals.*

*Frage: Wie oft gehst du denn ins Kaffeehaus?*

*Anonymus: Das ist derzeit natürlich eine nicht beantwortbare Frage - oder sehr eindeutig mit null. Weil alle Kaffeehäuser zu sind. Ich würde, nein, ich sage, ach ich sage das war in der Vergangenheit ganz verschieden. Das war sowohl während meiner Schulzeit anders als auch während meiner Studienzzeit. Und ganz anders während meiner sonstigen beruflichen Zeit und Lebenszeit. Also während meiner Schulzeit kann ich es wahrscheinlich eingrenzen auf 2- bis 3-mal in der Woche, weil dort Freistunden verbracht wurden und am Nachmittag je nach Zeit und Unterricht wenig Gelegenheit war ins Kaffeehaus zu gehen. Während des Studiums war das was ganz Anderes, weil man Pausen und Tratsch selbst bestimmte. Da war ich wahrscheinlich täglich, zeitweise täglich, im Kaffeehaus und der Dienstag war ein schlechter Tag, weil da war das Hawelka zu. Nach dem Hawelka, nach dem Studium, schaut's wieder anders aus und ich kann sagen 3- bis 4-mal in der Woche, trotzdem, weil entweder Zeitung Lesen in den Pausen oder an schlecht eingestellten oder gut eingeteilten Tagen. Wenn es möglich war ins Kaffeehaus zu gehen zwischen zwei Terminen ... und seit einem Jahr: null – wegen der Pandemie. Ist das eine zufriedenstellende oder erkenntnisreiche Antwort?*

Sancho Panza war zufrieden. Auch wenn das Puzzle nur aus zwei Steinen zu bestehen vortäuschte, waren da ja nun wirklich sehr viele Elemente der Wiener Kaffeehauskultur zusammengetragen worden. Und zwar aus völlig unterschiedlichen Perspektiven, verquickt mit den verschiedenen Leben anonymer Menschen, die alle über den Ort Kaffeehaus in Verbindung standen.

„Aufwachen Faulpelz!“, Sylvias Stimme war laut und schwankte zwischen Belustigung und Ärger. Während sie ihren Job machte nahm Kai seine Arbeit an der Dissertation anscheinend nicht besonders ernst. Er war am Sessel sitzend über dem Stapel mit den Interviews eingenickt. Als er aufschreckte und sich nach ihr umdrehte verblassten seine inneren Schimären; nur in weiter Ferne waren noch die Silhouetten eines schlanken Reiters hoch zu Ross und seines etwas dicklichen Knappen im Abendrot zu erkennen. Wer war nochmals

Senad gewesen? Der Name kam ihm gar nicht mehr ungewöhnlich vor, mehr wie ein alter Bekannter. Im nächsten Moment hatte er sich gefangen, er bemühte sich munter zu wirken: „Ich habe jetzt mein zweites Fragment zusammengestellt. War nicht einfach, aber ich glaube es ist nun ein wunderbar komplementärer Baustein zum ersten Fragment. Rast' Dich einmal aus, ich mach' uns eine Kleinigkeit zu Essen. Dann musst du lesen.“

Später legte Sylvia das zweite Fragment, das sie gerade aufmerksam gelesen hatte neben ihren Teller auf den Tisch. „Ein bisserl verwirrend.“, sagte sie. „Wie willst du aus diesem Konvolut von Eindrücken eine These für eine wissenschaftliche Arbeit generieren?“. Kai schaute nachdenklich, „Nicht leicht, stimmt schon. Der Nebel muss sich verdichten und Form annehmen. Aber dazu fehlt noch was, stimmt schon.“. Sylvia schaute nochmals auf die letzte Seite des Fragments vor ihr, „Und noch was: Wann spielt die ganze Story eigentlich? Vor der Zeitenwende oder danach? Die letzte Antwort des Anonymus legt ja nahe, dass er etwa ein Jahr nach dem Ausbruch der Corona Epidemie interviewt wurde.“. Kai nickte heftig, „Du hast recht! Bis jetzt erkunde ich das Kaffeehaus gänzlich aus einer vergangenen Perspektive heraus. Wo bleibt die Gegenwart?! Wie kann eine Vision der Zukunft entstehen, wenn ich die Vergangenheit nicht über den Bruch des Jahres 2020 drüber hebe, zum gegenwärtigen Leben erwecke.“. Sylvia liebte ihren Kai, wenn er so pathetisch und zugleich zutiefst undeutsch – wienerisch zweifelnd - wurde. Der Moment ihrer Trennung rückte ein ganzes Stück weiter in die Zukunft.

## *Intermexxo*

Der Beißer hatte einen Beißkorb als er endlich wieder einmal das Kaffeehaus betrat. Er hasste FFP 2 Masken. Der Schwitzer, der schon am Kaffehaustisch auf ihn wartete, benützte seine gerade abgenommene Maske unbewusst um sich ein paar Schweißtropfen von der Stirn zu wischen. Erschreckt zuckte er zurück. Wollte er seinen Schweißgeruch permanent in der eigenen Nase haben? Der Schwitzer ertrug seine FFP 2 Masken – er hatte daheim einen großen Packen – sie hatten für ihn eine wichtige Funktion zur Überwindung der leise schwelenden Angst. Und er wusste, dass das so war.

Die drei Freunde hatten beinahe widerwillig ausgemacht sich doch wieder einmal zu einem Tratsch im Kaffeehaus zu treffen. Initiator des Treffens war Poldi gewesen, der die beiden alten Freunde während des unendlich langen Lock-Downs angerufen hatte und ihnen das halbherzige Versprechen abgerungen hatte nach dem Ende der Seuche – der Beißer bestand auf dem Ausdruck „Seuche“ – endlich wieder einmal sinnlos gemeinsam im Kaffeehaus herum zu sitzen. Poldi war noch nicht da. Schwitzer und Beißer gaben ihre Bestellungen auf; ein kleiner Schwarzer (Beißer), ein großer Brauner (Schwitzer) und ein Topfenstrudel (Schwitzer). Beißer überlegte einen Moment lang sich ein Achterl rot dazu zu bestellen, ließ es dann aber bleiben. Etwas rat- und wortlos warteten sie auf ihren Impresario: „Wo bleibt er denn, der Poldi?“. Poldi, inzwischen Magister Leopold Wagner, stand in einer Schlange und wartete aufs Testen. Er hatte den Ansturm aufs Testen unterschätzt und nun war er etwas spät dran fürs Kaffeehaus. Aber klar, wenn man für jeden Kaffeehausbesuch einen Test brauchte, hatte man die Wiener auch schon überredet sich fortwährend testen zu lassen. Der Lehrer in ihm wünschte für einen Moment, dass dieses einfältige Pack doch auch gezwungen werden sollte

sich einmal in der Woche auf politische Bildung testen zu lassen. Aber das war wohl bloß der übliche Frust beim Schlange-Stehen.

In Zagreb stand die Zeit still. Zumindest in dem im Parterre befindlichen Kaffeehaus des großen Hotels Esplanade Zagreb. Das imposante Gebäude war in den 1920er Jahren erbaut worden, als Zagreb sich gerade aus der österreichisch-ungarischen Monarchie gelöst hatte und zweitgrößte Stadt des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen geworden war. Das Haus hatte auch das neuerliche Königreich überdauert ebenso wie den Faschismus, das sozialistische Jugoslawien Titos und den Zerfall Jugoslawiens in den Kriegen der 1990er Jahre. Jetzt lag das viel zu pompöse Kaffeehaus fast gänzlich leer und still da, ein himmelschreiender Gegensatz zu seiner turbulenten Vergangenheit.

Der einzige - anonym bleiben wollende – Gast saß an seinem Tisch vor einer Schale brauner Flüssigkeit, die er nicht trinken wollte. „Himmelschreiend!“, dachte er, „Das hieß in Kroatien gewiss einen sehr katholischen Gott anbrüllend.“ Die Konferenz an der er in den letzten Tagen in diesem Hotel teilgenommen hatte, hatte im Rückblick besehen hauptsächlich aus gegenseitigen Beteuerungen kroatischer und serbischer Politiker bestanden: Man wolle zusammenarbeiten, man wolle die ohnehin nie gänzlich abgebrochene wirtschaftliche Verflechtung weiter beleben, man wolle sich angesichts der Gesundheitskrise gemeinsam um Koordination und Erhalt des Tourismus bemühen, man wolle, man wolle, man wolle, ...

Er war auf einem EU Ticket dabei gewesen, irgendwie ohne richtigen Auftrag, wie ein Gast bei einer Veranstaltung, die selbst keinen speziellen Auftrag hatte. Eine Konferenz, die sich selbst und alle Gäste darüber hinwegtäuschen wollte, dass die wahre Dynamik der Region durch die geopolitischen Strategien der Militärs der Weltmächte bestimmt wurde. Wie das ja schon in den letzten hundert Jahren so gewesen war. „Himmelschreiend.“, dachte er nochmals. Jetzt wartete er auf das Taxi, das ihn zum Flugplatz bringen sollte.

Er war vor der Pandemie schon einige Male in Zagreb gewesen. Damals war er einmal vor den öden Konferenzgesprächen geflohen und hatte das belebte, von Jugendlichen überflutete Viertel mit unzähligen kleinen Boutiquen, Schmuckgeschäften und Cafés gesucht von dem ihm ein jugoslawischer Jugendfreund in Wien (aus diesem Josip war dann rasch der Bassist Joe geworden) erzählt hatte. Er hatte es damals gefunden, es war ein Erlebnis. Sie hatten sich vor den Jugoslawienkriegen kennengelernt - damals gab es für die Wiener nur Jugoslawen, zwischen Serben und Kroaten zu unterscheiden war etwas für Spezialisten. Jetzt war er froh wieder abzureisen, sicher wäre es nur deprimierend gewesen zu sehen wie auch dort Corona die Straßen leergefegt hatte, Geschäftseingänge mit unglaublichem Versprechen auf Wiedereröffnung verklebt waren. Und sicher wäre nirgends ein kleines Café zu finden gewesen in dem man diesen Schock hätte verarbeiten können. Nicht viel später blickte er trübsinnig aus dem leicht beschlagenen Flugzeugfenster hinunter auf die Stadt, die auf österreichisch einmal Agram geheißen hatte. Ziemlich viel Asche für einen Phoenix, der sich da herauswühlen sollte.

Auch in den Vororten von Paris war der Kahlschlag des Lebens in den Cafés und Bars massiv. Gewiss, auch ohne diese traurig-verrauchten Orte des Exils der nie wirklich Exilierten traf man sich an Straßenecken, in heruntergekommenen Parkanlagen. Ein weiterer Schritt der Isolation, der ohnehin vom offiziellen Paris bereits Isolierten war irgendwie sinnlos. Vom großen

kulturellen Beitrag der berühmten Pariser Cafés hatte man in den Vororten ohnehin nur selten etwas gehört. Und wenn, dann war das in etwa gleichwertig mit der Großartigkeit des Arc de Triomphe. Was sollte das? Warum sollte einen das interessieren? Da war eine liebgewonnene, persönliche Erinnerung für Alain schon viel wichtiger. Eine Erinnerung an ein kleines Café mit Music Box.

Sie waren eine kleine Gruppe Jugendlicher ohne Papiere (Arbeitserlaubnis), ohne Geld, vor allem aber ohne Respekt vor den gesellschaftlichen Normen der Pariser gewesen. Sie hatten sich in einem kahlen Raum getroffen in dem ein recht schmieriger, aber gar nicht schlecht angezogener Mann mittleren Alters an einem Tisch saß. Sie alle standen vor ihm, gleich neben der Tür. Er hatte sie mit einem Inserat angelockt in dem er ihnen Gelegenheitsarbeit „ohne administrative Hindernisse“ versprach. Neben dem Tisch standen mehrere Kartons, vollgefüllt mit unterschiedlichstem Plunder: billige Kugelschreiber, Ansichtskarten, typischer Souvenirkram – vom Eiffelturm bis zur Notre Dame. „Das ist Diebesgut.“, sagte der Mann und zeigte auf die Kartons. „Ihr werdet das Zeug in einem der Vororte im Osten von Paris verkaufen.“, er erhob sich und ging auf einen großen Plan von Paris und Umgebung zu, der an der Wand hing. Ein zweiter, jüngerer Kerl kam durch die Tür hinter uns. „Das ist euer Chef, Charlie.“, sagte der Mann und zeigte auf den Neuankömmling. „Er fährt mit Euch mit dem Vororte-Zug hin, verteilt die Ware, zeigt euch euren Straßenzug zum Verkauf und sammelt anschließend das Geld ein. Von Eurer Verkaufssumme könnt ihr die Hälfte behalten.“.

Wir waren eine wilde Truppe, Drogensüchtige, dauer-betrunkene Rocker, düster dreinblickende Algerier und ganz gewöhnliche arbeitslose Jugendliche aus der Vorstadt. Als wir mit ziemlichen Lärm in einen Waggon des Zuges Einzug hielten, ergriffen die gewöhnlichen Fahrgäste recht schnell die Flucht. In dem dorfähnlichen Gebiet angekommen erklärte uns Charlie kurz und prägnant was zu tun war. Es war eine Gegend für Pensionisten, die in kleinen flachen Häuschen mit Vorgarten wohnten. Wir mussten von Haus zu Haus gehen, anläuten, hoffen, dass ein Bewohner sich zeigte und dann unsere Ware anpreisen. Die Preisgestaltung blieb uns überlassen. Die klügeren Pensionisten würden sich nicht zeigen. Aber wenn jemand zur Gartentür kam, wäre ein Geschäft möglich, sei es aus Angst oder aus Mitleid – egal. Eine Schwierigkeit war die Polizei. Wenn ein Pensionist die Polizei anrief, dann müssten wir uns blitzartig aus dem Staub machen. „Wenn das passiert“, Charlie zeigte uns seine Pfeife, „dann mache ich einen schrillen Pfiff und jeder von euch verschwindet so unauffällig wie möglich.“ Etwa eine Stunde nach so einem Pfiff, spätestens aber um 6 Uhr treffen wir uns alle wieder in diesem Eck-Café.“, Charlie zeigte auf die Café Bar gegenüber dem Bahnhof. Wir zogen los und rasch hatte jeder so seinen ganz persönlichen Dreh heraus um ein paar Francs zu ergattern.

Wir hatten Glück – keine Polizei. Um 6 Uhr saßen wir zufrieden und glücklich im Café – ja, genau in jenem Café mit Music Box an das Alain sich so liebevoll erinnert. Und das Beste an dieser Erinnerung ist, dass Charlie zur Music Box ging, einwarf - und die Box den Rolling Stones Klassiker „Ruby Tuesday“ spielte. Die meisten unserer wilden Truppe sangen den Refrain mit, nur einer der Algerier begnügte sich mit Summen.

Nun existiert dieses Café nicht mehr. Alain, der inzwischen zwar wieder arbeitslos ist und so recht und schlecht durchs Leben kommt, weil er mit einer Frau verheiratet ist, die Arbeit hat, Alain war nämlich einmal aus Langeweile und bloßer Sentimentalität in Zeiten des Lock-Downs hingefahren um nachzusehen. Am Eck war kein Café mehr, das Gebäude war leer, ausgeräumt.

Ob das die Folgen der Pandemie waren oder ob das schon davor geschehen war sah man nicht. War ja auch egal. Alain blieb ein paar Minuten dort stehen, dann drehte er sich weg und fuhr wieder heim. Bald würde seine Frau, eine gute Frau, von der Arbeit kommen.

In der Bahn beschäftigte es ihn eine Zeitlang welche Art von Glück – oder war es Befriedigung – ihm der Anblick des Cafés, genauer: des Ortes an dem sich das Café früher befunden hatte, wohl bereitet hatte. Es war ein ganz bestimmter Ort in seinem Kopf gewesen, in dem der Anblick eine Saite angeschlagen hatte, ein Gefühl ausgelöst hatte. Und „Ruby Tuesday“ war wie von selbst plötzlich da; ein unbändiges Gefühl der Erleichterung war für Momente wieder in ihm hervorgequollen. Es hatte nur Sekunden angehalten, war dann wieder seiner lebenslangen Erfahrung des stetig fortschreitenden Scheiterns gewichen. Das Café, die fremden, heruntergekommenen Freunde – Genossen für ein paar Tage nur, der Song, dessen Text er mit den paar Worten Englisch, die er kannte kaum verstand, die Mischung aus all dem hatte wie ein Blitz in ihm eingeschlagen. Obwohl nichts von dem mehr dagewesen war. „Die Existenz der Existenz braucht gar keine Existenz um zu existieren.“, dachte er. Verwirrend.

Hätten Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre, die beide nicht mehr lebten, noch in ihrem Café de Flore im Zentrum von Paris gesessen und von Alain gewusst (was so ja nicht möglich war), sie hätten sicher über seine sehr bodenständige Art seines Existenzialismus debattiert. Zwar war auch das Café de Flore von den Lock-Downs der Zeitenwende betroffen gewesen, doch anders als die Gedanken Alains existierte es auch physisch weiter. Oder war es nun endgültig nur mehr ein totes Gerippe, makabrer Tummelplatz des internationalen Tourismus, der mit den intellektuellen Inhalten des einstigen Literaturcafés so viel zu tun hatte wie, wie ... wie Alain?

Auch am Urban Loritz Platz 6 im 7. Wiener Gemeindebezirk gab es zur Glanzzeit des Cafés de Flore in den 50er und 60er Jahren ein berühmtes Kaffeehaus, von dem heute nichts mehr zu sehen ist. „Das Café Neubau war damals das Klubcafé des berühmtesten Wiener Fußballklubs, der Rapid.“, erzählt der sehr alte Mann seinem inzwischen erwachsenen Enkelsohn. Sie saßen im Garten des Café Dommayer. Der alte Mann hatte die Pandemie nur über den Fernseher verfolgt, seine spärlichen Kontakte mit der Welt außerhalb seiner Wohnung hatten ihn bisher vor einer Ansteckung bewahrt. Jeden zweiten Tag kam seine Tochter bei ihm vorbei, sah nach ihm, versorgte ihn. Wenn er sich fit genug fühlte ging er selbstständig ins Café am Eck neben seiner Wohnung, unterhielt sich dort ein wenig mit dem Personal und den anderen Stammgästen. Aber das war vor Corona gewesen, erst jetzt, nach dem Abebben von Corona, waren die Kaffeehäuser wieder geöffnet. Als Auftakt für das Wiederaufleben nach den Lock-Downs hatte sein Enkel sich Zeit genommen, hatte ihn abgeholt und war mit ihm ins Dommayer gefahren. Das Dommayer hatte stets als eines der besseren Kaffeehäuser gegolten, früher war der alte Mann nie dort gewesen. Er war ein Kind der Straße, er hatte seine Freizeit auf Fußballplätzen, beim Heurigen und in Kaffeehäusern wie dem Café Neubau verbracht. Doch er wollte seinem Enkel die Freude ihn in was Besseres auszuführen nicht verderben. Davon erzählen wie das früher – lange vor Corona – war, das wollte er aber schon. „Das Café Neubau war unser täglicher Treffpunkt, bis aufs Wochenende natürlich. Da war Match.“. „Klar“, der Enkel nickte. Der Alte kam in Fahrt: „Da ist ständig jedes Detail, jede Nachricht aus der Welt des Fußballs durchs Lokal gegangen. Und das Kartentippeln war obligatorisch. Präferenzen – um Geld natürlich. Die Schlimmsten waren die Rapid-Spieler

selber.“ „Die waren auch dort?“ , der Enkel schaute auf. „Sicher. Wenn die Geld in der Tasche hatten, weil sie ein Match gewonnen hatten, dann wurde gespielt. Da gab es ganz gewiefte Spieler, aber auch eher einfältige Naturen. Wenn die Rapid in der Provinz ein Match gewonnen hatte und die Mannschaft mit der Eisenbahn nach Wien zurückfuhr, dann wurden im Waggon gleich einmal die Karten ausgepackt. Und bis sie in Wien ankamen hatten die schlechtesten Kartenspieler schon ihre ganze Siegesprämie verspielt.“ , der alte Mann kicherte.

„Die Fußballer waren damals im Kaffeehaus zuhause. Und jeder von denen war auf seine eigene Art vif. Heute werden die Sportler im Fernsehen ja als geistige Volltrottel dargestellt. Und die Krankls, Polsters und Prohaskas – als Kicker früher einmal durchaus passable Mittelklasse - geben sich auch noch dazu her diese Verzerrung des Sportler-Images durch ihre trottelligen Auftritte zu unterstützen. Die hätten die Augen aufgerissen, wenn sie eine Schachpartie im Café Neubau verfolgen hätten können. Sagen hätten sie nichts dürfen, denn da galt ganz streng „Kiebitz. Halt’s Maul!“ Da stand manchmal eine ganze Traube rund um den Schachtisch. Und eines der größten Schlaucherln unter den Schach-Granden – den Namen hab’ ich vergessen, als Kicker war er eher schwach; Außendecker – hat den Trick erfunden einen seiner besten Haberer zu bitten inmitten dieser Menschentraube in der kritischen Phase des Schachspiels, kurz vor der entscheidenden Wende, ganz laut „Zahlen, bitte!“ zu rufen. Damit wurde der Gegner verunsichert: Hatte der rufende Beobachter etwas an der Schachstellung entdeckt, das er übersehen hatte und beurteilte das Spiel deshalb als bereits entschieden, als nicht mehr interessant? Wollte deshalb zahlen und gehen?“, jetzt brachten die Erinnerungen den alten Mann zum Lachen, sein Enkel lachte mit. „Ich hab’ noch nie im Kaffeehaus Schach gespielt.“ , gestand der Enkel.

Das Wiener Kaffeehaus in Lemberg ist Legende. Auf sehr eigenartige Weise ist es ein Tor zu Wien. Weshalb gab es so weit im Osten der früheren K&K Monarchie eine Brücke nach Wien? Pavlo stellte sich diese Frage nicht, er benützte die Brücke einfach. Mehr als zwanzig Jahre nach der Öffnung Osteuropas war es für ihn fast schon logisch, dass er in Wien studieren wollte. In Lemberg, im Wiener Kaffeehaus dort, hatte er das Kaffeehausleben lieben gelernt. Nun, nach einem beinahe absolvierten Studium in Wien, war er wieder in der Ukraine. Er hatte sich mit Corona infiziert, musste daheim in Lemberg in Quarantäne bleiben. Auch er hatte in den Wiener Kaffeehäusern nie Schach gespielt, obwohl er gerne Schach spielte. Schon als Jugendlicher hatte er regelmäßig gegen die Nachbarstochter Schach gespielt – und trotz der Ernsthaftigkeit mit der er an das Spiel heranging meistens verloren. Dennoch: Über die Jahre hinweg waren sie sich nähergekommen; so nahe, dass Yaryna schließlich seine Freundin wurde. Bis zum Jahr 2020, bis die Corona Epidemie ausbrach und eine Zeitenwende eintrat. Sie hatten viel über Schach und seine tiefere Bedeutung gesprochen. Darüber, dass es keine Möglichkeit gibt alle möglichen Schachpartien am Anfang einer Schachpartie aufzuschreiben. Das war so obwohl alle Regeln klar am Tisch liegen und alle einmal getätigten Züge für beide stets sichtbar sind. No secrets, und trotzdem kein Durchblick.

„Zu viele Figuren.“ , dachte Pavlo. „Obwohl es am Brett gar nicht so viele sind.“ , sinnierte er. „Es sind nur die Züge und Figuren im Kopf; im eigenen Kopf und im Kopf der Gegnerin, die sich auftürmen wie eine Lawine sobald man sie weiter in die Zukunft verfolgt.“ . Pavlo hatte seine Einführung in die Theorie der strategischen Spiele an der Uni mit Erfolg absolviert. Aber jetzt, genau jetzt, muss man von Zeit zu Zeit eine Entscheidung treffen. Man trifft sie und das Einzige

was sicher ist, ist, dass man sich nicht sicher sein kann wohin sie führt. Plötzlich fiel ihm auf wie sehr das Schachspiel in dieser Hinsicht der Liebe ähnelt. Obwohl es in anderer Hinsicht – klare Regeln, des einen Spielers Gewinn ist des anderen Spielers Verlust – genau das Gegenteil der Liebe ist. „Über die Liebe kann man nicht nachdenken, nur an sie denken.“, dachte er und summte leise die Melodie eines christlich-orthodoxen Chorals vor sich hin. Bald würde er wieder in Wien sein.

„Kaffeehäuser waren Orte, Orte denen ein Besucher Leben einhauchte indem er *in ihnen* war.“, Pavlo hatte eine seiner philosophischen Anwendungen. „Umgekehrt trug man die Kaffeehäuser in denen man gewesen war in sich herum. Nur in wenigen – wenn überhaupt – hatte man Schach gespielt. Nichtsdestotrotz schwebte über allen Kaffeehäusern seiner Erfahrungswelt ein imaginäres Schachbrett.“. Er schloss die Augen: Unzählige, nicht identifizierbare und doch höchst eigenwillige Figuren standen auf dem Brett, befanden sich aber auch als potentielle Schachspieler rund um das Brett. Das war ja eventuell das ganze Geheimnis: Dieser stete Übergang von der Figur am Brett zum Subjekt, das sie führt – und retour. Er musste ein Machtwort zu sich sprechen um diesen gordischen Knoten in seinem Kopf zu zerschlagen. Er schwieg – wäre er Priester geworden, hätte er zumindest eine scheinbare sichere Referenz gehabt, deren Wort er hätte verkünden können. Lange Zeit hatte er mit dem Gedanken gespielt Mathematik zu studieren. Nun studierte er aber Betriebswirtschaftslehre. Wenige Dinge schienen ihm inzwischen so weit von Logik und Mathematik entfernt zu sein wie die Betriebswirtschaftslehre, das Management von Betrieben. Und das war gut für ihn, fand er. Beruf sollte Beruf bleiben, auf seinem Platz im Leben sozusagen, während die Seele – die Bedürfnisse des innersten Ich – sich auf ganz anderen Orten austoben konnten. Etwa beim Schachspiel.

## *Fragment Drei*

„Das Kaffeehaus ist eine Arena, nicht bloß ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Hier wird in aller Stille gekämpft, zeitweise mit anderen - oft aber vor allem mit sich selbst.“, Pavlo hatte diesen leise aber eindringlich gemurmelten Satz von Gilbert gehört. Er saß alleine an dem Kaffeehaustischchen neben Gilbert und Kai. Bis jetzt war die Unterhaltung der beiden völlig an ihm vorbeigegangen. Zu laut hatten seine eigenen Gedankengänge in seinem Kopf gedöhnt, zu sehr hatte er versucht mit dem auf distant learning umgestellten Vorlesungsinhalt auf dem vor ihm stehenden Laptop zurecht zu kommen. Er war nach seiner - glücklicherweise leichten - Corona Erkrankung zurück in Wien, musste versuchen in seinem Studium am Ball zu bleiben. Aber es war mühsam die Konzentration aufrecht zu erhalten. Dieses eine aufgeschnappte Wort „Kaffeehaus“ bot ihm nun eine gute Chance eine kleine Lernpause einzulegen. Er ergriff sie.

Vor einem Jahr hatte er gemeinsam mit Yaryna einen Text für ein Forschungsprojekt über Kaffeehäuser verfasst; genauer gesagt, über die Geschichte des Wiener Kaffeehauses in der Zwischenkriegszeit. Es war eine schöne Zeit gewesen, das Thema interessierte beide. Und es bot Anlass oft und lange in Kaffeehäusern herumzusitzen. Das war natürlich nur ein vorgeschobener Anlass, denn in Wahrheit war ihre Aufgabe die Aufarbeitung einer ganzen Menge einschlägiger Literatur. Wahrscheinlich hatte er den Text, der letztendlich entstand

noch irgendwo am Laptop. Pavlo merkte nicht, dass Kai den Nachbartisch verließ, merkte nicht wie Gilberts unsteter Blick für einen Augenblick an ihm hängen blieb, bevor er sich wieder desinteressiert ins Innere von Gilberts Kopf wandte. Pavlo hatte den Text gefunden und begann ihn nochmals zu überfliegen. Er wusste nicht, dass dieser Text das *dritte Fragment* war.

*Das Wiener Kaffeehaus von 1918 bis 1945*

«Das Café Central ist nämlich kein Caféhaus wie andere Caféhäuser, sondern eine Weltanschauung“  
(Alfred Polgar zit. nach Brix et al. 2004: 319):

*Käuferhäuser sind nicht nur Orte, die man einfach nur besucht – vielmehr spiegeln diese die Atmosphäre und Stimmung ihrer Zeit wider. Mit dem Ende der Monarchie in Österreich schwand der Einfluss des Großbürgertums. Die Akteure und Akteurinnen in Kaffeehäusern jedoch befanden sich in ihrem Tun und Denken während der Zwischenkriegszeit noch überwiegend in der Monarchie. Dabei wurde „Wiener Kaffeehausliteratur“ auf alle von der Hauptstadt beeinflussten Städte der Monarchie übertragen. In Zeiten wirtschaftlicher Not, herrschte der Drang zum Kaffeehausleben. Erst mit dem Einmarsch von Hitler zog sich das Lebensgefühl der Monarchie endgültig und unwiderruflich zurück. Laut Shakar Pinhi (2018: 131) wird der Zerfall der Monarchie mit dem Aussterben der Kaffeehauskultur assoziiert. In Wirklichkeit erlebten sie jedoch nur Veränderungen:*

„Zwei Tage später saß alles, was politisch und erotisch revolutionär gesinnt war, drüben im neuen Café - die Mumien blieben im alten“ (Kuh 1991: 225).

*Mit dem oben beschriebenen Zitat meint Kuh den Abzug der Gäste aus dem Café Central ins neue Café Herrenhof. Der Anzahl der Intellektuellen, die sich noch im Café Central traf, sank. Stattdessen siedelten die Gäste in das nur wenige Meter entfernte Café Herrenhof über. Trotz allem blieb das Kaffeehaus Central bis zum Jahre 1947 geöffnet. Das Café Herrenhof wurde von den jüdischen Betreibern Béla Waldmann und Markus Klug gegründet. Dieses Kaffeehaus zog seine Gäste mit seiner modernen Jugendstil-Ausstattung an. Zu den Stammgästen des Café Herrenhof zählten unter anderem Hermann Broch, Egon Erwin Kisch, Anton Kuh, Robert Musil, Franz Werfel, Elias Canetti, Joseph Roth und Friedrich Torberg. Dabei waren 80 % der Besucher und Besucherinnen des Cafés jüdischer Abstammung, sodass demnach über die sogenannte jüdische Kaffeehauskultur in dieser Zeit gesprochen werden kann. Das liegt daran, dass Mitte der zwanziger Jahre der jüdische Teil der Bevölkerung in Wien seine Blütezeit erlebte. Zugleich waren einige der führenden Intellektuellen der deutschsprachigen Sozialdemokratie, die sich ja scharf gegen die Politik Lenins und Stalins abgrenzte, jüdischer Herkunft. Zu Beginn der Zwischenkriegszeit entstand in Österreich die erste große Koalition zwischen bürgerlichem und sozialdemokratischem Lager. Insbesondere in Wien hatten dabei die Sozialisten eine große Mehrheit der Bevölkerung hinter sich. Viele Verbesserungen der sozialen Lage wurden in dieser Zeit erstritten und institutionell verankert. Dieses Phänomen nennt sich „Red Vienna“.*

*Paradoxerweise war genau das Café mit dem Namen Herrenhof das erste seiner Zeit, das seine Türen für Damen öffnete. Unter die Besucher und Besucherinnen des Café Herrenhof zählten Schriftstellerinnen wie Veza Canetti, Hilde Spiel, Gina Kaus und Vicky Baum (Pinhi 2018: 131).*

*Im Gegensatz zu den Stammgästen im Herrenhof hielten sich in den kleinen Cafés in der Leopoldstadt und dem Alsergrund eher Studierende und kleinere Beamte auf. Sie verbrachten dort ihre langen Abende mit türkischem Kaffee an schmutzigen, finsternen Marmortischen – was dem Geist dieser Zeit entsprach. Fremde erschienen dort fast nie (Roth 1996: 135ff). In der Nachkriegszeit verteilten sich die kleineren Kaffeehäuser über das gesamte Gebiet, wo vorwiegend Ersatzkaffee ausgeschenkt wurde (Weigl 2013: 107-139).*

*„Es ist eigentlich eine Art demokratischer, jedem für eine billige Schale Kaffee zugänglicher Klub, wo jeder Gast für diesen kleinen Obulus stundenlang sitzen, diskutieren, schreiben, Karten spielen, seine Post empfangen und vor allem eine unbegrenzte Zahl von Zeitungen lesen konnte“ (Zweig 2006: 56).*

*Vor den beiden Weltkriegen waren Kaffeehäuser sehr gut besucht. Die wirtschaftliche Motivation dahinter war ausschlaggebend dafür. Auch die Besucher und Besucherinnen tauschten sich mit Gleichgesinnten über die Ideen und Meinungen der politischen Situation aus und stärkten ihre Überzeugungen. Das Kaffeehaus diente sowohl als Wärmestube und verbesserte damit die Lebensqualität, als auch als unabdingbarer Ort für die Erfindung einer „neuen“ Gesellschaft.*

*„Das Wien der Jahrhundertwende, das Wien vor der Katastrophe des Ersten Weltkriegs ist geprägt von einer Orientierungslosigkeit, von einem Wertvakuum, es ist ein Nebeneinander von Aufbruchs- und Untergangsstimmung. Und so ist das Kaffeehaus auch Zufluchtsort vor den politischen und sozialen Missständen – es dient als Rückzugsmöglichkeit aus der Welt in einen Mikrokosmos“ (Steiner 2013: online)*

*In der Zwischenkriegszeit wurde mit Hilfe von Satire, Gesellschaftskritik, Theaterkritik und allgemeinen Beobachtungen von Menschen und Situationen, gegen Kriegsverbrechen, Justizirrtümer und soziale Ungerechtigkeit in den Kaffeehäusern protestiert. Die Menschen suchten zu diesem Zeitpunkt nach Orientierung und Klarheit in einer unübersichtlich gewordenen Welt. Ein Beispiel dafür ist die von Karl Kraus in den Jahren 1899 bis 1936 herausgegebene satirische Zeitschrift «Die Fackel». Die Zeitschrift spiegelt sehr gut die Missstände und Verlogenheit der damaligen bürgerlichen Gesellschaft wider.*

*Nach dem Ersten Weltkrieg bis in die frühen 1930er hinein, blühte in Wien die Wissenschaft auf. Zahlreiche wissenschaftliche Organisationen wurden ansässig, die einen erheblichen Beitrag zur Entwicklung von Wirtschaft, Mathematik und Sozialwissenschaften leisteten. Einige von ihnen sind das Österreichische Institut für Konjunkturforschung, die Österreichische Wirtschaftsgesellschaft, der Wiener Kreis, das Privatseminar von Ludwig Mises, Mengers Kolloquium und der Geist-Kreis. Wissenschaftler partizipierten oft gleichzeitig in mehreren Organisationen und interagierten untereinander. Unter die Hauptmitglieder dieser Gesellschaften zählten: Friedrich von Hayek, Oskar Morgenstern, Ludwig von Mises, Karl*

*Menger, Hans Mayer, Abraham Wald, Kurt Gödel, Franz Alt und andere (Leonard 2010: 1-5).*

*Es ist wichtig, das von Ludwig Mises organisierte Privatseminar hier zu erwähnen. Er führte dieses Privatseminar jeden zweiten Freitag von Oktober bis Juni, von 1920 bis 1934 in seinem Büro in der Handelskammer durch. Hier war Platz für Kommunikation zwischen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, für den Austausch von Ideen. Zirka fünfzig Mitglieder nahmen an diesem Seminar teil. Darunter waren Friedrich August von Hayek, Oskar Morgenstern, Gottfried von Haberler, Fritz Machulp, Josef Herbert Fürth, Erich Schiff und viele andere. Auch Frauen beteiligten sich aktiv an diesem Privatseminar. Unter ihnen waren: Stephanie Martha Braun, Marianne Herzfeld, Helene Rieser, Ilse Schüller Mintz (Mises zit. nach Feichtinger: 2001: 185f). Während des Seminars saß Mises an seinem Schreibtisch und andere Mietglieder um ihn herum (Haberler 1961: online). Ludwig Mises schrieb über relevante Themen, die während des Seminars präsentiert wurden:*

*„In diesen Zusammenkünften haben wir zwangslos alle wichtigen Probleme der Nationalökonomie, der Sozialphilosophie, der Soziologie, der Logik und der Erkenntnistheorie der Wissenschaften vom menschlichen Handeln erörtert. In diesem Kreis lebte die jüngere Österreichische Schule der Nationalökonomie [...]. Hier war ich nicht der Lehre und Seminarleiter. Ich war nur ein primus inter pares, der mehr empfing als gab“ (Mises zit. nach Feichtinger: 2001: 185).*

*Ausländische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die in Wien waren, Leute aus Wirtschaft und Bankenwesen, Philosophen, Soziologen, Historiker und Juristen nahmen ebenso an dem Seminar teil, was eine relative Interdisziplinarität gewährleistete (Feichtinger 2001: 186f). Dieses Privatseminar publizierte seine Berichte oder Werke nicht in der Öffentlichkeit. Die Mitglieder profitierten von Informationsaustausch, Verhandlungen oft auch von der Gegensätzlichkeit, die immer in dieser Gesellschaft vorhanden war (Mises zit. nach Feichtinger: 2001: 185). Die Beteiligten förderten somit ihre persönliche wissenschaftliche Entwicklung aber auch die Entwicklung der Wissenschaft selbst (besonders der Ökonomie).*

*Nach dem Seminar in Mises Büro führten die Mitgliedern ihre Diskussionen im italienischen Restaurant „Ancora Verde“ und dann noch später im Kaffee Künstler fort – Ein damals beliebter Treffpunkt für Ökonomen (Haberler, 1961: online). Man muss hierbei noch unterstreichen, dass zur damaligen Zeit die Universität als Institution innerhalb der Wirtschaftswissenschaften eine sinkende Bedeutung erlebte. Außerakademische Treffpunkte hingegen, wie Kaffees, Büros, private Institute und Organisationen genossen steigenden Einfluss in den Wirtschaftswissenschaften (Leonard 2010: 4).*

*Manche Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen konnten aufgrund steigender antisemitischer Stimmung oder wegen ihrer der herrschenden ökonomischen Weltanschauung widersprechenden Ansichten nicht als ordentliche Professoren an der Universität arbeiten. Eine wesentliche Auseinandersetzung in den Sozialwissenschaften bezog sich auf die anzuwendende*

*Methode: Der älteren historischen Schule von Gustav Schmoller, deren Methode die detaillierte Erzählung der historischen Entwicklung war, stand die modernere Schule der Marginalisten von Carl Menger gegenüber, die mittels mathematischer Methoden ein über die Singularitäten historischer Einzelfälle hinausgehendes, formales Modell der Gesellschaft entwickeln wollte. Parallel zu diesem Methodenstreit war natürlich auch noch der aus dem 19. Jahrhundert ererbte Streit zwischen*

*Protagonisten und Feinden der Arbeiterbewegung virulent. Die modernere Schule der Marginalisten stand dabei dem sozialismus-feindlichen, neu entstehenden konservativem Bürgertum näher, denn in ihren Theorien gab es keinen Platz für Begriffe wie*

*„soziale Klasse“ oder „Ausbeutung“. Mit Eugen Böhm-Bawerk hatte ein konservativer Bürgerlicher, der davor ein hoher Beamter der Monarchie gewesen war, seit 1904 den wichtigsten Lehrstuhl der Universität Wien inne, der sich noch ausführlich mit der theoretischen Widerlegung von Marx auseinandersetzte. In Böhm-Werks Seminar saßen sowohl der führende Sozialdemokrat Otto Bauer als auch der konservative Joseph Schumpeter.*

*In der ersten österreichischen Koalitionsregierung nach dem Krieg holte sich der Kanzler Otto Bauer seinen früheren Kommilitonen Schumpeter als Finanzminister. Das gesellschaftliche Klima des Diskurses, der theoretischen Auseinandersetzung, war durch die politische Revolution, die Abschaffung des Feudalismus, möglich und notwendig geworden. Dieses Klima strahlte auf die Kaffeehauskultur ab, an der Universität Wien blieben die Professuren jedoch streng in der Hand bürgerlicher Konservativer. Selbst den innovativeren, konservativen Ökonomen wie Schumpeter und Mises blieb eine Professur in Wien verwehrt. Die fruchtbarsten Debatten emigrierten in private Kreise und Wiener Kaffeehäuser.*

*Mises war ein Anhänger von Liberalismus und Laissez-faire. In seinem Werk „Die Gemeinwirtschaft“ kritisierte er staatlichen Interventionismus und besonders den Sozialismus. Zudem war er jüdischer Herkunft. Der Antisemitismus war in Wien schon vor dem Krieg, vor allem im konservativen Bürgertum seit Bürgermeister Karl Lueger (1844 - 1910), weit verbreitet. Nun war man mit dem Krieg zwar die politische Vorherrschaft der feudalen Oberschicht losgeworden, zugleich war der Krieg aber auch verloren worden, was zu Hungersnot und Verarmung geführt hatte. In dieses emotionale Vakuum stießen sehr rasch nationalistische Bewegungen vor, die die wirtschaftliche Misere neu interpretierten: Schuld war einerseits das Ausland und im Inland die Juden. Das in der Folge vom Austrofaschismus und Nationalsozialismus aufgegriffene Motiv einer unterstellten Verschwörung des Weltjudentums machte auch vor den Toren der Universität Wien nicht halt.*

*Ludwig Mises ist hierfür ein Beispiel. Er war an der Universität Wien nur als außerordentlicher Professor angestellt (Fischer 2012, online). In der Zwischenkriegszeit befand sich Mises in Opposition zur Verwendung von mathematischem Formalismus in der Ökonomie. Er betonte die Wichtigkeit von Logik, logische Zusammenhänge aber auch Intuition sollten in den Beschreibungen der ökonomischen Theorie Platz haben. Mathematische Modelle sind seiner Meinung nach zu einfach um die Komplexität soziologischer Wissenschaft zu beschreiben.*

*Diese Ansicht von Mises haben Menger und Morgenstern kritisiert (Leonard 2010: 25-31). Die Hauptwerke von Mises sind: Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel (1912/1924 erweitert), Die Gemeinwirtschaft: Untersuchungen über den Sozialismus (1922), Liberalismus (1927), Nationalökonomie (1940), Human Action (1949) und andere.*

*Einer der bekanntesten und einflussreichsten Wirtschaftswissenschaftler in Wien war Oskar Morgenstern. In seinen Arbeiten und Publikationen betonte er, dass Wirtschafts- und Sozialwissenschaften im Einklang mit Mathematik und mathematischen Modellen stehen sollten. Er war Direktor des Instituts für Konjunkturforschung und Hauptberater der österreichischen Regierung (Leonard 2010: 9-15). Das berühmteste Buch, das er mit John von*

*Neumann in USA geschrieben hat, ist „Theory of Games and Economic Behaviour“. Werke, die er in Wien in der Zwischenkriegszeit geschrieben hat, sind: 1928: „Wirtschaftsprognose: Eine Untersuchung ihrer Voraussetzungen und Möglichkeiten“, 1934: „Die Grenzen der Wirtschaftspolitik“, 1935: „Perfect*

*Foresight and Economic Equilibrium“ (Leonard 2010: 7,15,22,25,29,32). Sowohl die Stadt Wien selbst als auch die wissenschaftlichen Gesellschaften in Wien spielten eine wichtige Rolle für Morgensterns persönliche Entwicklung und Weltanschauung.*

*Er war oft Teilnehmer und gleichzeitig Kritiker wissenschaftlicher Organisationen in Wien. Er wechselte die Kreise von 1920 -1938 und auch seine Ansichten bezüglich ökonomischer Theorien, vom traditionellem österreichischem Liberalismus (Mises, Mayer, Hayek) zu mehr mathematisch formalisierter und mathematisch begründeter Wirtschaftstheorie (Menger, Abraham Wald) (Leonard 2010: 4f).*

*Eine der Organisationen, an denen er aktiv beteiligt war das Institut für Konjunkturforschung. Das Institut wurde Ende 1926 von Ludwig Mises und Friedrich August Hayek gegründet. Die Konjunkturforschung galt damals als das innovativste Gebiet der Wirtschaftswissenschaften.*

*Am Anfang war Friedrich August von Hayek der Leiter. Ziel des Instituts war es Konjunkturdiagnosen und Konjunkturprognosen durchzuführen und mit deren Hilfe bessere Informationen über die Wirtschaftssituation in Österreich bereitzustellen. Außerdem forschte dieses Institut auch über internationale Wirtschaftsprobleme. Das Institut veröffentlichte die "Monatsberichte des Österreichischen Instituts für Konjunkturforschung". Mit dieser Information sollte die Wirtschaftsstabilität in Österreich gefördert werden und fehlerhaften Investitionen von Unternehmen vorgebeugt werden (Klausinger 2017: 935f).*

*Von 1931 bis 1936 stellte die Rockefeller Stiftung dem Institut jährlich 4000 \$ zur Verfügung. Oskar Morgenstern übernahm die Führung von 1931 bis 1938 (Feichtinger 2001: 191f). Er ermöglichte eine breitere wissenschaftliche Forschung bis hin zu mathematischer Forschung:*

*„Morgenstern erprobte auch die Anwendung von mathematisch-statistischen Methoden zur Analyse von Konjunkturzyklen. Da durch das Mengers-Coloquium, aus dem er seine Mitarbeiter rekrutierte, die mittelfristige Reproduktion und Vergrößerung der kognitiven Ressourcen gesichert war, läutete Morgenstern in Wien die mathematisch-statistische Wende*

*in der Konjunkturforschung ein[...]“*

*(Feichtinger: 2001: 192)*

*Diese Initiative führte zu hoher internationaler Reputation für sein Institut. Viele ausländische Ökonomen und Studenten aus Europa, Kanada, China, Japan, und den USA wurden ins Institut gelockt (Feichtinger 2001: 192f).*

*Als wichtige Treffpunkte für Wiener Wissenschaftler fungierten unter anderem die Wiener Kaffeehäuser, wo diese über verschiedene Ideen und Strömungen in Wirtschaft, Philosophie, Mathematik und Logik diskutierten. Solche Konversationen förderten die Entwicklung der Wissenschaft und die politische Gestaltung in Wien.*

*„The community flourished after the end of World War I, and then began to suffer in the early 1930's as a result of growing political instability and rising anti-semitism. With the Anschluss of Austria by the Third Reich in March 1938, it collapsed completely, never to recover.“*

*(Leonard 2010: 1)*

*Die Geschichte des **Wiener Kreises** hatte ihren Ursprung in der Bildung eines philosophischen Zirkels in Wien. Der Zirkel wurde von einem Philosophen: Moritz Schlick, einem Mathematiker: Hans Hahn und einem Sozialreformer: Otto Neurath im Jahr 1904 gegründet (Sigmund 2015: 5). Später gesellte sich hochtalentierter Nachwuchs zum Wiener Kreis. Dazu zählte der Philosoph und Wissenschaftler Rudolf Carnap, der das Grenzgebiet zwischen Mathematik und Philosophie entscheidend prägte, aber auch der Mathematiker Karl Menger (Sohn von Carl Menger) und der Logiker Kurt Gödel (Sigmund 2015: 7).*

*„Die jungen Denker des Urkreises nahmen am anti-metaphysischen Kreuzzug mit Feuereifer teil. Zwar waren sie keine Berufsphilosophen, aber das störte nicht. Auch als Kaffeehausphilosophen waren sie in der Wiener Philosophischen Gesellschaft willkommen und konnten dort Vorträge halten. Die Gesellschaft wurde ihnen zum zweiten Zuhause – oder vielmehr zum dritten, denn ihr zweites war das Kaffeehaus“ (Sigmund 2015: 47).*

*Zu den ersten Mitgliedern des Wiener Kreises bzw. Urkreises gehörten seit 1901 Hans Hahn, seit 1903 Philipp Frank, seit 1906 Otto Neurath und seit 1908 Olga Hahn. Sie nahmen am sogenannten anti-metaphysischen Kreuzzug teil. Sie waren keine Berufsphilosophen, sondern können als Kaffeehausphilosophen in der Wiener Philosophischen Gesellschaft bezeichnet werden. Sie waren in der philosophischen Gesellschaft trotzdem willkommen und konnten dort Vorträge halten. Das Kaffeehaus wurde für sie zu einem „zweiten Zuhause und die Gesellschaft zum dritten“ (Sigmund 2015: 47).*

*Der Wiener Kreis beeinflusste unterschiedliche Fächer, wie zum Beispiel die analytische Philosophie, die formale Logik, die Quantenphysik und die Wirtschaftswissenschaften. Eine der wichtigsten Personen aus dem Wiener Kreis ist Ludwig Wittgenstein. Er wurde vom Wien der Vorkriegsjahre und den Gedanken Boltzmanns und Ernst Machs geprägt. Er hatte schon vor dem Krieg die Methode der Wahrheitstafeln entwickelt. Sie bietet heute den allgemein bekannten Zugang zu logischen Verknüpfungen (Sigmund 2015: 117). Der Tractatus logicophilosophicus von den Ludwig Wittgenstein prägte den Wiener Kreis in seinen frühen Jahren (Sigmund 2015: 99).*

*„Es war Wittgenstein“, schrieb Hahn, „der den tautologischen Charakter der Logik erkannte, und der betonte, dass den sogenannten logischen Konstanten, (wie ‚und‘, ‚oder‘ usw.) in der Welt nichts entspricht. Die Logik handelt nur von der Art, wie wir über die Welt sprechen“ (Hahn zit. nach*

*Sigmund 2015: 135).*

*Im Wiener Kreis wurden unterschiedliche Vorträge diskutiert, die in der Folge auch die in den Kaffeehäusern vorherrschenden Gespräche widerspiegelten.*

*„Vor Kurzem hat Brouwer zwei Vorträge in Wien gehalten. Sie waren aber weniger interessant als das, was Wittgenstein, der bei denen zuhörte, uns nachher im Kaffeehaus darüber sagte“ (Sigmund 2015: 121).*

*Es wurde ein Vortrag des berühmten holländischen Mathematikers Luitzen Egbertus Jan Brouwer über Mathematik, Wissenschaft und Sprache von Hans Hahn organisiert, wo er mit anderen Gästen eingeladen wurde. Dabei berichtete Herbert Feigl später, dass er und Friedrich Waismann nach dem Vortrag mehrere Stunden mit Ludwig Wittgenstein in einem Kaffeehaus verbrachten.*

*Hahn als Vertreter des Wiener Kreises, definierte Logik als die Lehre von den allgemeinsten Eigenschaften der Welt. Mit anderen Worten sagt in Wirklichkeit die Logik laut Hahn nichts über die Welt aus.*

*„Der Wiener Kreis begnügt sich nicht damit, als geschlossener Zirkel Kollektivarbeit zu leisten. Er bemüht sich auch, mit den lebendigen Bewegungen der Gegenwart Fühlung zu nehmen, soweit sie wissenschaftlicher Weltauffassung freundlich gegenüberstehen und sich von Metaphysik und Theologie abkehren“ (Sigmund 2015: 149).*

*Im Jahr 1928 wurde von Mitgliedern des Wiener Kreises ein Verein mit dem Namen: „Ernst Mach“ gegründet. Dieser hatte zum Ziel eine wissenschaftliche Weltanschauung zu verbreiten. Er beteiligte sich an der Seite des sozialdemokratischen Roten Wiens besonders im Bildungs- und Siedlungsbereich (Sigmund 2015: 7).*

*„Russell und Poincaré, Planck, Hilbert und Einstein: Um die philosophischen Umstürze, die mit diesen Namen verbunden waren, drehten sich die Kaffeehausdiskussionen des Urkreises“ (Sigmund 2015: 58).*

*Schon bei den älteren Jahrgängen waren die Botschaften des Wiener Kreises sehr klar: Wissen ist Macht und Bildung macht frei. Bildung wurde von Automarxisten als die Möglichkeiten erkannt, das Bewusstsein der Massenbevölkerung zu verändern (Sigmund 2015: 158).*

*„Von den Diskussionen, die den Umkreis immer wieder an die Kaffeehaustische fesselten, fehlt jedes schriftliche Zeugnis. Nicht einmal das Kaffeehaus ist mit Bestimmtheit bekannt.*

*Aber die Themen lassen sich leicht erraten“ (Sigmund 2015: 48).*

*Das Kaffeehaus spielte dabei für den Wiener Kreis eine wichtige Rolle, da immer wieder Diskussionen an den Kaffeehaustischen stattfanden. Jedoch fehlt jedes schriftliche Zeugnis des dortigen Umkreises. Somit ist auch nicht jedes damalige Kaffeehaus mit Bestimmtheit bekannt (Sigmund 2015: 48).*

*Da die Monarchie und die Gesellschaft des Vielvölkerstaats zerfallen waren, verlor Wien in den 1920er seinen Glanz. Eine Arena politischen Streits war die Universität Wien geworden. Der Antisemitismus an den Universitäten stieg und es wurde von den Professoren und*

*Professorinnen versucht, Studenten und Studentinnen mit jüdischer Herkunft mit Hilfe eines*

*Numerus clausus unter 10% zu halten. Zum Beispiel wurden von der „Deutschen Gemeinschaft“ Listen mit unliebsamen Professoren und Professorinnen zu deren Ächtung erstellt. In diesen Proskriptionslisten befanden sich unter Anderem Hans Kelsen, Sigmund Freud und auch Moritz Schlick (Sigmund 2015: 155f).*

*„Wir alle im Kreis“, schrieb Carnap später, „waren an sozialem und politischem Fortschritt stark interessiert. Die meisten von uns, ich eingeschlossen, waren Sozialisten“ (Sigmund 2015: 148).*

*Während der ersten Phase des Wiener Kreises dominierte zunächst ab 1918 in Wien die sozialdemokratische und auf dem Land die Christlich-Soziale Partei. Nach dem ersten Weltkrieg bildeten beiden Parteien eine Koalition. Aber sie zerbrach schon 1920 (Sigmund*

*2015: 51). Während der zweiten Phase des Wiener Kreises ab dem Jahr 1929 wurden seine Sitzungen zu einer rein privaten Angelegenheit. Sitzungen des Wiener Kreises zu dieser Zeit können als ein akademisches Privatissimum angesehen werden (Sigmund 2015: 148). Mit dem Krieg, großem Hunger, bitteren Nachkriegsjahren und Seuchen wurden somit die Einwohner dezimiert. Durch den Staatshaushalt, durch Hahn als kurzfristigen Staatssekretär für Finanzen konnte nichts geändert werden (Sigmund 2015: 73). Die Kaffeehäuser und Philharmonien waren voll und Hahn pflegte ihre Konzerte zu besuchen. Die Hörsäle der Universität waren überfüllt. Es fehlte Stoff für die Heizung, die Kontakte zum Ausland waren abgebrochen. Die Inflation stieg explosionsartig und die Staatsverschuldung stieg stark an (Sigmund 2015: 74).*

*„Der junge Hans Hahn scheint an einer Rückkehr an die Wiener Universität nicht gezweifelt zu haben. Und dann, so kündigte er seinen Freunden am Abschiedsabend im Kaffeehaus an, wolle er die donnerstäglichen Diskussionen wieder aufleben lassen, und zwar „unter Heranziehung eines Universitätsphilosophen“. So sollte es auch geschehen, fünfzehn lange Jahre danach (Sigmund 2015: 72).*

*Feigl und Waismann als wissenschaftliche Vertreter organisierten ein Privatissimum. Das Ziel war die alte wissenschaftsphilosophische Gesprächsrunde gemeinsam wiederzubeleben. Dadurch entstand der Schlick-Zirkel. Regelmäßige Treffen wurden zwischen den Mitgliedern vereinbart. Treffen fanden jeden zweiten Donnerstagabend statt und sollten nicht bei einer*

*Kaffeehausrunde stattfinden. Stattdessen wurde vom mathematischen Institut ein kleiner Hörsaal zur Verfügung gestellt. Der Raum lag im neuen Universitätsgebäude. Für die Mitglieder des Wiener Kreises sollte nachher noch genug Zeit bleiben um ein gewöhnliches Kaffeehaus aufsuchen zu können. Noch aus den Vorkriegsjahren stammende Mitglieder waren*

*Hans Hahn, Otto Neurath und dessen Frau Olga, die Schwester von Hahn, sowie Viktor Kraft (Sigmund 2015: 96).*

*„Regardless of where one stands in this respect, it is widely accepted that between the 1870's and the Second World War, Vienna was home to a vibrant fecund community, in which many facets of economics as a field of inquiry – theory, policy, philosophical aspects, the relationship to other sciences and to mathematics – were vigorously discussed. These debates left their traces upon subsequent developments as diverse as Austrianism and the oeuvre of*

*Friedrich Hayek; the field of law and economics; the theory of general equilibrium; the field of economic development; and the theory of games” (Leonard 2010: 2).*

*Gerade für die logisch-mathematisch orientierten Wissenschaftler in den Kaffeehäusern spielte die Gepflogenheit dort Schach zu spielen eine große Rolle. Bei diesem Spiel liegt ja für beide Spieler jeder vergangene und jeder mögliche zukünftige Zug stets offen zutage. Im Prinzip sollte also ein vollkommen rationaler Spieler – man erinnere sich an den Rationalitätsanspruch des Wiener Kreises – den gesamten künftigen Verlauf antizipieren können. Doch diesem Prinzip steht die zwar endliche, aber selbst mit heutigen Mitteln nicht praktikabel darstellbare Menge möglicher Spielverläufe gegenüber. In anderen Worten: Der rationale Spieler ist gezwungen andere – meist auf Wahrscheinlichkeitstheorien basierende – Theorien zu entwickeln. Die herrschende Instabilität und Unabwägbarkeit der politischen Situation der Zwischenkriegszeit stellte sich für diese Wissenschaftler als ein analoges Problem dar, wobei es sich anbot mögliche Lösungsstrategien im viel einfacheren Setting des Schachspiels anzudenken.*

*Die politische Instabilität Anfang der 1930er, der Bürgerkrieg 1934, Austrofaschismus und die einsetzende Nazi-Bewegung in Wien führten zu einer enormen Abwanderung von Wissenschaftlern, der Vertreibung von wissenschaftlichem Dialog und Forschung ins Ausland (Leonard 2010: 1-5).*

*In der NS-Zeit, nach dem "Anschluss Österreichs", war die Situation des Wiener Kaffeehauses durch ein Überangebot gekennzeichnet. Die NS-Machthaber führten eine "Strukturbereinigung" der Wiener Kaffeehauskultur durch. Kaffeehäuser mit jüdischen*

*Besitzern mussten entweder schließen oder an die neuen „arischen“ Parteigenossen zu minimalen Preisen verkauft werden. Die Etablissements der jüdischen Kaffeehausbesitzer wurden zwangsgeschlossen oder "arisiert" und weit unter deren Wert an Parteigenossen verkauft. Schlägertrupps drohten den jüdischen Besitzern in ihren Cafés mit Prügeln und zwangen diese zum Verkauf oder zur Schließung. Zur bekämpften "jüdischen Kaffeehauskultur" gehörten Einrichtungen wie die durchaus profitablen Kaffeehäuser Café Herrenhof und das Ring-Café. Sie wurden aus ideologischen Gründen geschlossen (Infried 2004: 865f).*

*Das Kaffeehaus Hawelka wurde im Mai 1939 in der Dorotheergasse 6 im ersten Wiener Gemeindebezirk von Leopold und Josefine Hawelka eröffnet. Der Vorbesitzer war Jude gewesen, das Lokal wurde zur „Arisierung“ angeboten, der „Arisierungsanwärter“ Leopold Hawelka hatte gemeinsam mit seiner Frau als Pächter des „Café Alt“ (1010, Bäckerstrasse 9) genügend Geld gespart um es zu erwerben. Mit Kriegsbeginn im September 1939 musste das Café aber gleich wieder schließen. Es überstand den Krieg allerdings völlig unversehrt und schon im September 1945 konnte Hawelka (nach seinem Dienst bei der Wehrmacht) das nunmehrige „Café Hawelka“ wiedereröffnen. In den 50er Jahren galt es als Nachfolge des 1938 geschlossenen Café Herrenhof, da sich dort wiederum junge Schriftstellerinnen und Künstlerinnen zu treffen begannen. Zu den Stammgästen des Hawelka gehörten bald unter anderem H.C. Artmann, Oswald Wiener, Gerhard Rühm, Friedrich Achleitner, Heinrich von Doderer, André Heller, Oskar Werner, Helmut Qualtinger, Kurt Moldovan, Friedrich Torberg, Hans Weigl und Elias Canetti.*

*Das Café Herrenhof war 1938 ebenfalls der Arisierung zum Opfer gefallen, sein Besitzer, Béla*

Waldmann, war Jude. Er hatte es im Jahr 1914 gegründet und rasch war es zum führenden Künstlercafé Wiens geworden. 1916 etablierte Franz Blei im Café Herrenhof einen literarischkünstlerischen Stammtisch, dem unter anderem Robert Musil, Gina Kaus, Albert Paris Gütersloh, Friedrich Eckstein, Alfred Polgar, seit 1917 auch Hermann Broch angehörten, ab März 1918 auch Ernst Polak und Milena Jesenská<sup>10</sup>. In der Zwischenkriegszeit zog dieser Stammtisch dann auch viele frühere Besucher des Café Central und des Café Museum an.

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die Wiener Kaffeehauskultur von 1919 bis zum 2.

Weltkrieg große Veränderungen und Transformationen erfuhr. Viele der KaffeehausSchriftstellerinnen und Kaffeehaus-Schriftsteller vom Café Central ins Café Herrenhof über. Die kleinen Kaffeehäuser außerhalb des ersten Bezirks wurden in der Zwischenkriegszeit zu populären Orten für jene, die Gesellschaft aufsuchen wollen. Dort konnten Kaffeeersatz getrunken, Gleichgesinnte gefunden und revolutionäre Ideen ausgetauscht werden. Bemerkenswert sind hierbei die Rolle und der Einfluss des Judentums. In der NS-Zeit nach dem "Anschluss" wurden jüdische Besitzerinnen und Besitzer entweder direkt durch rohe Gewalt von Schlägertrupps vertrieben oder mittels der Arisierungsgesetze zu billigstem Verkauf ihrer Kaffeehäuser gezwungen.

#### Bibliographie:

Brix, Emil; Bruckmüller, Ernst; Stekl Hannes (2004): *Memoria Austriae*. 1. Auflage. Oldenbourg: Wissenschaftsverlag.

Birgit Schwaner. „Das Wiener Kaffeehaus. Legende, Kultur, Atmosphäre.“ Pichler Verlag, Wien 2007, ISBN 978-3-85431-435-6.

Fischer, Malte. 2012. „Der unbeugsame Visionär“, *WirtschaftWoche*, online: <https://www.wiwo.de/politik/konjunktur/ludwig-von-mises-der-unbeugsamevisionaer/6504244.html>

Feichtinger, Johannes, 2001. „Wissenschaft zwischen den Kulturen. Österreichische Hochschullehrer in der Emigration 1933-1945.“ Frankfurt am Main 2001: Campus Verlag

Haberler, Gottfried. 1961. „Mises's Private Seminar: Reminiscences by Gottfried Haberler, MisesInstitute“. online: <https://mises.org/library/misess-private-seminar-reminiscences-gottfried-haberler>

Klausinger, Hansjörg, 2017. *WIFO-Monatsberichte (S.935-940)*. Das Österreichische Institut für Konjunkturforschung 1927 bis 1938: Wirtschaftsforschung und Wirtschaftspolitik in der Ersten Republik.

Kuh, Anton. 1993. „Central und Herrenhof.“ In *Das Wiener Kaffeehaus*, 157-172. Frankfurt am Main: Insel Verlag.

---

<sup>10</sup> In der Zwischenkriegszeit erweiterte sich der Kreis der Stammgäste: Ea von Allesch, Franz Blei, Hermann Broch, Elias Canetti, Heimito von Doderer, Friedrich Eckstein, Otto Gross, Hugo von Hofmannsthal, Milena Jesenská, Gina Kaus, Egon Erwin Kisch, Otfried Krzyzanowski, Anton Kuh, Maria Lazar, Robert Musil, Leo Perutz, Otto Pick, Ernst Polak, Alfred Polgar, Walther Rode, Joseph Roth, Moritz Schlick, Otto Soyka, Hugo Sperber, Hilde Spiel, Friedrich Torberg, Franz Werfel und Ludwig Wittgenstein. Vergleiche etwa (Schwaner, 2007).

Leonard, Robert. 2010. "The collapse of interwar Vienna: Oskar Morgenstern's community, 1925-1950." N.p.: International Center For Economic Research.

Polgar, Alfred. 1993. "Theorie des Café Central." In *Das Wiener Kaffeehaus*, 149-154. Frankfurt am Main: Insel Verlag

Pinsker, Shachar. 2018. *A Rich Brew: How Cafés Created Modern Jewish Culture*. New York City: New York University Press.

Sigmund, Karl, 2015 „Sie nannten sich Der Wiener Kreis. Exaktes Denken am Rans des Untergangs.“ Wiesbaden: Springer Verrlag.

Steiner, Nicola. 2013. "Wiener Kaffeehaus-Kultur: Innerer Monolog am Stammtisch." SRF. [https://www.srf.ch/kultur/literatur/wiener-kaffeehaus-kultur-innerer-monolog-am-stam mtisch](https://www.srf.ch/kultur/literatur/wiener-kaffeehaus-kultur-innerer-monolog-am-stam-mtisch)

Unfried, Berthold. 2004. "Arisierung" und Restitution Wiener Cafés." In *Ökonomie der Arisierung. Teil 2: Wirtschaftssektoren, Branchen, Falldarstellungen. Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich*, 865 f. Wien-München: Oldenbourg Verlag.

Weigel, Hans. 1993. "Das Kaffeehaus als Wille und Vorstellung." In *Das Wiener Kaffeehaus*, 279-307. Frankfurt am Main: Insel Verlag.

Zweig, Stefan. 1993. "Jugend im Griensteidl." In *Das Wiener Kaffeehaus*, 35-52. Frankfurt am Main: Insel Verlag.

Pavlo hielt inne. Viel Zeit war vergangen; nicht nur durch das Lesen dieses dritten Fragments. Nein, auch in seinem Leben seit dieser Text entstanden war. Die Pandemie hatte das Forschungsprojekt fast zum Erliegen gebracht, aber eben nur fast. Sie hatte auch fast alle anderen Lebensbereiche erschüttert. Nicht zuletzt war sie wahrscheinlich auch daran mitverantwortlich, dass seine Beziehung zu Yaryna zu Ende gegangen schien. Vielleicht war das aber nur wie bei einer Schachpartie bei der einer der Spieler plötzlich aufsteht – alle Figuren noch am Brett – und der andere weiß nicht ob und wann er wiederkommt. Oder wird sich eine andere Schachspielerin gegenüber hinsetzen?

„So geht das nicht weiter!“, Sylvia war aufgebracht. Kai war gerade aus seinem Zimmer gekommen in dem er in letzter Zeit immer öfter allein über seinen zwei Fragmenten saß. Naturgemäß dachte er, dass Sylvia sich über seine zunehmend ins Stocken geratene Dissertation aufregen wollte. Er wusste nicht was er sagen sollte, schaute sie traurig an. Sylvia bugsierte sich selbst ein wenig in Fahrt: „Wir sind kaum noch zusammen, unternehmen nichts miteinander. Mir wird langsam unendlich fad mit Dir.“ Kai nervte das nun ein wenig, aber für Panik reichte es noch nicht. „Kommendes Wochenende machen wir einen gemeinsamen Ausflug ins Grüne. Jetzt wo die Pandemie vorbei ist, werden auch wir wieder unser gemeinsames Leben entdecken.“, er konnte allerdings den eigenen Worten selbst nicht recht trauen. Die ersten Wochen der Lock-Downs waren aus seiner Sicht ja durchaus beziehungsfördernd gewesen. Viel Sex, gemeinsames Einkaufen, Kochen und Essen ... Aber leider hatte sich der Spaß daran rascher totgelaufen als er erwartet hatte. Seine anderen Gesprächspartner und Themen - auch das Kaffeehaus - begannen ihm abzugehen. Er vergrub sich in seinem Zimmer; immer öfter empfand er Sylvias Anwesenheit als Störung. „Doch

Störung wovon eigentlich?“, fragte er sich. Mit bestimmter Miene versuchte er von seiner eigenen Unsicherheit abzulenken. Auch Sylvia war zu diesem Zeitpunkt bereits verlogen. Sie hatte sich für die nächste Woche bereits ein Rendezvous mit dem neuen Kollegen aus der benachbarten Abteilung ausgemacht. Ganz unverfänglich selbstverständlich, nur um ihn in ein paar Interna des Magistratslebens einzuführen. Im Café Eiles, *after work* – und *open end* wie sie dachte. Der Typ schien nett zu sein, vor allem aber war es ihr wichtig ihn nicht den Klauen ihrer Rivalin in der Kulturabteilung zu überlassen. Er hieß Oliver.

Nur zwei Wochen später war es ausgesprochen und lag auf dem Küchentisch: Kai und Sylvia würden sich ohne gegenseitigen Einspruch trennen. Er war schon ein wenig traurig und ließ sich das auch anmerken. Er hatte eine Jugendfreundin in Deutschland hervorgezaubert, Petra, an die er angeblich immer öfter denken musste. Das schuf ein kleines Gegengewicht zum Gespenst „Oliver“ mit dem ihn Sylvia in gut platzierten Nebensätzen konfrontiert hatte. Als es nun soweit war, als er sich schon die Zugverbindungen nach seiner Heimat im Netz anschaute, da war Sylvia nun doch auch etwas traurig. Sie hatte in dem alten Forschungsbericht herumgeblättert, in dem Fundus, dessen Sichtung sie vor einem Jahr nochmals einander nähergebracht hatte. Kai sollte Wien in guter Erinnerung behalten (Petra kratzte sie nicht, das hatte sie durchschaut). Die Größe Wiens lag nicht in der Gegenwart, da war Wien schon viel zu sehr an den Durchschnitt westeuropäischer Städte angeglichen worden. Auch das ferne Habsburgerreich konnte es nicht sein, das war museal und voll der Bösartigkeiten des sterbenden Feudalismus – ästhetische Dekadenz war dem Tourismus geschenkt. Was blieb war die große Zeit zwischen den Kriegen, das Rote Wien, die Blütezeit von Wissenschaft und Kunst im Wiener Kaffeehaus. Das war es. Sie hatte genau jenen Teil des Endberichts des Projektes herausgesucht – eben den Text, den Pavlo vor kurzer Zeit nochmals überflogen hatte – und hatte ihn in eine rote Kartonmappe gelegt. Mit einem dicken blauen Filzstift hatte sie aufs Deckblatt ins linke obere Eck „Für Kai“ geschrieben. Genau in der Mitte prangte groß „*Drittes Manuskript*“.

„Das ist mein Abschiedsgeschenk an Dich.“, sagte Sylvia und holte die Kartonmappe unter der Zeitung hervor unter der sie sie versteckt hatte. Kai war perplex, er selbst hatte kurz an einen Ring für Sylvia gedacht – als Erinnerung an ihn – hatte das aber angesichts des Gespenstes Oliver, in dessen Anwesenheit der Ring wohl nicht an Sylvias Finger stecken würde, unterlassen. Ein schiefes Grinsen stahl sich auf seine schmalen Lippen. „Das ist sehr lieb von Dir.“, sagte er.

Die Zeitenwende, die die Pandemie eingeläutet hatte, war in die Beziehungsebene vorgedrungen. „Da half kein Zetern und kein Weinen, kein Strampeln mit den Beinen.“, hatte man ihm als Kind Wilhelm Busch vorgelesen? Schien so. Heute war Beißer ein harter Hund. „*Immer noch* ein harter Hund, sollte man dazu sagen.“, dachte Beißer. Denn den jugendlichen Jahren des Heavy-Metal Fans war er längst erwachsen. Die weitere Entwicklung der Musik seit dieser Zeit war eine einzige Enttäuschung. Nicht nur, dass die Watt fehlten, nein, vor allem auch die nur scheinbar eintönigen, viel zu schnellen Pirouetten der Sologitarristen, das hysterische – glücklicherweise völlig inhaltsleere - Gekreische der Sänger, all das fehlte ihm im gewöhnlichen Leben. Wo sollte er hin beißen in diesem Einheitsbrei an allgegenwärtigen Regeln. „Es gab jetzt wieder Wölfe in Tirol.“, schoss es ihm durch den Kopf, „Wenige zwar,

doch sie haben bereits über 200 Schafe gerissen.“ So viele Dinge werden sich radikal verändern müssen, so viel war klar. Er, der Beißer, war dabei.

Doch manche Beziehungen hatte die gesundheitspolitisch verordnete Klausur eher enger, eher noch stabiler werden lassen. Yaryna und Yuliya, beide nach Corona von ihren Partnern getrennt, hatten ihre Beziehung als untrennbare Geschwister noch stärker gepflegt. Yaryna, die analytischer denkende Schwester, komponierte die Songs, die Yuliya, die Schwester mit der schönen Stimme, dann sang. Yuliya war so ziemlich das Gegenteil vom Beißer, sie reagierte oft zunächst weich, wurde aber dann später gegebenenfalls plötzlich sehr spröde. Ihre Ausdrucksformen waren Musik und Politik – die Schwestern hatten 2014 die Revolte gegen das verfaulte Regime von Janukowytsch von den Jugendcafés auf den Maidan getragen.

In Wien produzierten die beiden nebenbei nun YouTube Videos mit ihren Songs; Yuliya studierte Psychologie an der Sigmund-Freud-Universität und Yaryna studierte an der Technischen Universität Wien. Viele Elemente guter Songs waren eng verflochten mit psychologischen Mechanismen – insofern man letzteren überhaupt eine Existenz zusprach. Der passionierte Kaffeehausbesucher Karl Kraus hatte die Psychologie ja bereits vor etwa hundert Jahren als „die Krankheit für deren Therapie sie sich hält“ abqualifiziert. Yuliya ließ sich davon nicht beirren, ihr Blick war nach vorne gerichtet: War die Psychologie für etwas gut, dann her damit. Wenn nicht, dann macht das auch nichts, dann eben mehr Musik, mehr politisches Engagement. Für viele Psychologie Studierende war ja eine erhoffte Selbst-Therapie das niemals gänzlich eingestandene Motiv für die Studienwahl. Nicht so bei Yuliya. Was nicht hieß, dass sie sich selbst ein offenes Buch war. Nur verstand sie es perfekt die blinden Flecken in musikalische Ausdrucksstärke zu verwandeln. Saß sie jedoch im Kaffeehaus, so war sie eher zurückhaltend, diskret. Der weiche Stil reizte geradezu dazu ihr plötzliche emotionale Ausbrüche zu unterstellen. Ebenso wie es dem Beißer wiederholt passierte, dass ihm Freundinnen einen „weichen Kern“ andichteten – von dem er selbst nichts wusste. Für die beiden Schwestern war das im „Westen“ gelegene Wien immer noch ein Ort größerer Freiheit, ein Ort prall gefüllt mit Möglichkeiten. Für den Beißer hingegen war es inzwischen eher ein Terrarium. Es gab allerdings schlecht einsehbare Verstecke in diesem Terrarium in denen er entspannen konnte: Kaffeehäuser.

## *Fragment Vier*

„Das Kaffeehaus ist eine Arena, nicht bloß ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Hier wird in aller Stille gekämpft, zeitweise mit anderen - oft aber vor allem mit sich selbst.“

Eine Stierkampf-Arena ist rund, drei Typen von wesentlichen Akteuren bewegen sich in ihr: der Stier, der Matador und die Pikadores. Letztere stoßen dem Stier Spieße mit kleinen Widerhaken in den Nacken um ihn aggressiv und kampfeslustiger zu machen. Damit wird die Aufgabe des Matadors – den Stier zu töten – gefährlicher; und interessanter für die mordgeilen Zuseher.

„Vanity Fair“, auf Deutsch „Jahrmarkt der Eitelkeiten“, die beißende Satire der gehobenen Gesellschaft Londons in der Mitte des 19. Jahrhunderts, ist hingegen zutiefst unblutig. Klatschsüchtig sind die Zuseher - die hier zugleich die Betrachteten sind - aber ebenfalls. Sie

sitzen alle nahe aneinander, physisch und auch gesellschaftspolitisch. Das Blut, das sie lecken, erregt sie.

Gilbert trampelte noch ein wenig mehr auf dem Vergleich herum, trampelte ihn über Gebühr breit. Aber Gilberts Gebühr war null, er konnte sich freien Lauf lassen.

Wäre das Kaffeehaus bloß ein Jahrmarkt der Eitelkeiten so würden die Blicke der Besucher nur über andere Besucher hinweg schweifen. Sie mustern, erkunden ob und wie man selbst gemustert wird. Ein schlichtes Amusement für schlichte Gemüter, vergleichbar dem Besuch eines bürgerlichen Balls. Doch so ist das Kaffeehaus nicht! So sind wir Wiener nicht!

Man beginne mit den Pikadores des Kaffeehauses. Das sind in aller Regel die Journallisten und Journalistinnen im Kaffeehaus, oder ähnlich gestrickte Klatschmäuler – oft auch nur arbeitslos gewordene Journaille. Gilbert schmunzelte bitter. Ja; der Journalismus war schlimm. Die Pikadores fügten dem im Mittelpunkt verwundet und unetwütendem Thema neue Wunden zu. Unter sich selbst nannten sie das, das „Aufbereiten eines Themas“. Die Spieße waren neue, „sensationelle“ Aspekte des Themas, Wunden aus denen frisches Blut schoss, das von den Blicken des Publikums gierig verschlungen wurde. Die Widerhaken an den Spießen waren an der eigenen Erfahrungswelt des Publikums gehärtet worden: „Ja, genau so habe ich das auch erlebt, genau so denke ich auch.“ Die Pikadores durften das Thema klarerweise nicht töten, sie sollten es nur wild machen. Wild machen für den Auftritt des Matadors.

Der Matador war ein äußerst eingebildeter, auffällig gekleideter Herr mit einem sehr langen, gänzlich unzeitgemäßen Degen. Das Publikum wusste schon was nun kam. Der Matador würde das Thema einige Male ins Leere laufen lassen indem er ihm ein rotes Tuch als Feindbild vor den Nüstern hin und her wackeln ließ. Das war nicht ungefährlich, denn die Hörner des Themas – Sinnbilder all dessen, was die Figur des Matadors in den Augen der Öffentlichkeit tödlich verletzen könnte – konnten manchmal unvorhersehbar zur Seite hin ausschlagen. Ein übersehenes Detail in der Bewegung des Themas hatte schon so manchen Matador im Sand der Arena verenden lassen. Jetzt schmunzelte Gilbert zufriedener: Die Journalisten, ganz Pikadores, würden dem sterbenden Matador sein grauenhaftes Ende nur noch schmerzlicher gestalten.

Im letzten Akt der Schlachtung hob ein erfolgreicherer Matador dann seinen Degen elegant an, zielte – und stieß ihn dann dem herangaloppierenden Stier am genau berechneten Punkt in den Körper. Der Stier fiel sofort mausetot um. Das Thema war tot. Auch die Bedeutung des Matadors verstarb mehr oder weniger im selben Moment. Alle mussten auf den nächsten Stierkampf warten. Das Warten war ohnehin die hauptsächliche Beschäftigung im Kaffeehaus. Die meisten Kaffeehausbesucher hatten wahrscheinlich niemals einen solchen imaginären Stierkampf erlebt. Er, Gilbert, hatte ihn zumindest in sich selbst schon einige Male geführt. Die Figur des Matadors war ihm allerdings so peinlich, dass er das niemals jemanden erzählen würde. „Noch einen großen Braunen, bitte!“, rief Monsieur 100.000 Volt mit samtener klingender Stimme durch das Lokal.

Die beiden Männer saßen in einem anderen Kaffeehaus, in einem kleinen Kaffeehaus außerhalb des Gürtels. „In einem kleinen Café in Hernals - spielt's Grammophon mit leisem Ton an English-Waltz ...“, der ältere der beiden Männer verscheuchte die einschmeichelnd-dumme Melodie des Hermann Leopoldi, die die Situation ihm in sein Hirn geschmuggelt hatte,

wie man einen bösen Traum verscheucht. Der Jüngere der beiden erzählte über eine Idee, die er und drei seiner Freunde auf der Suche nach einem Thema für eine Projektarbeit im Studium der Soziologie überlegt hatten. Das Projekt sollte sich mit der Verbindung zweier Themen befassen: Einerseits mit dem Thema Kaffeehaus, andererseits mit dem Thema politischer Fortschritt. Das erste Thema war gefühlsmäßig klar umrissen, positiv besetzt und schien leicht erforschbar. Das zweite Thema war schwierig, schwer einzugrenzen und versprach eine eher komplizierte Bearbeitung. Die Verbindung der beiden Themen war ein Seiltanz auf einem frei schwingen Drahtseil, Absturz garantiert. Also genau richtig für die Banalitäten üblicher soziologischer Projekte. Dem älteren Mann gefiel das Vorhaben. Er fand, man sollte die studentische Projektarbeit auf das Niveau eines Forschungsprojektes heben.

„Womit wäre zu beginnen?“, rätselten die beiden. Der ältere Mann, der schon mehr Erfahrung in den Wissenschaften hatte, machte einen Vorschlag: „Am besten mit dem Schluss. Der Schluss fasst Wesentliches zusammen, das man schon vor Projektbeginn sagen will. Im Zuge der Projektarbeit kann man dann auf viele Dinge draufkommen – und den Schluss entsprechend modifizieren. Aber für die Projektarbeit selbst ist der Schluss immer eine Art Orientierung. Mit ihm hält das Projekt Kurs und das ist insbesondere dann wichtig, wenn mehrere Leute im Projekt zusammenarbeiten sollen.“ Der jüngere Mann zögerte, „Ja, warum nicht.“

Zwei Wochen später – im April 2019, ein Jahr bevor die Zeitenwende 2020 zuschlug – hatten die beiden Männer die ersten Texte für ein Schlusskapitel des Forschungsprojektes geschrieben. Sie waren divers, wie man so schön sagt. Doch sie gefielen ihnen. Sie beschlossen ein Team zusammenzustellen und mit der Arbeit zu beginnen. Nicht zuletzt würde dieses Projekt ihnen erlauben viele unterschiedliche Wiener Kaffeehäuser zu besuchen.

Beinahe zwei Jahre später, im März 2021, saßen die beiden nicht an einem Kaffeestaisch beieinander. Kaffeehäuser waren geschlossen, alles hoffte, dass die dritte Corona Welle endlich abebbte. Sie saßen nebeneinander im Garten und hatten den Endbericht des Forschungsberichts vor sich liegen. Die anfangs geschriebenen Texte hatten einige Korrekturen und Ergänzungen hinter sich. Vor allem die Zusammenfassung war klarerweise eine Zusammenfassung des tatsächlich Geleisteten.

„Wir sollten ein Buch daraus machen.“, sagte der ältere Mann. „Absolut.“, meinte der jüngere Mann, der ein wenig anglophile Prägung nicht leugnen konnte. „Wir erfinden einen dritten Mann, und drücken ihm unseren Schluss in die Hand damit er gleich mit dem Buch anfangen kann.“, der ältere Mann grinste breit. „Stimmt.“, sagte der jüngere Mann und nickte zustimmend, „Der dritte Mann hat ja Tradition in Wien.“

Im darauffolgenden Juni stiegen die beiden Männer in Hamburg aus dem Zug. Ein schlanker, großgewachsener junger Deutscher hatte sie sofort erkannt und näherte sich ihnen. Sie waren auch leicht zu erkennen, da sie die einzigen langhaarigen Männer am Bahnsteig waren. Sie hatten ihn diesbezüglich vorinformiert. „Du bist sicher Kai?“, sagte der jüngere Mann. Kai nickte. „Alles gut?“, fragte der jüngere Mann. „Hier ist das **vierte Fragment**.“, fügte der ältere Mann hinzu und reichte ihm die Mappe mit den Schlusskapiteln. „Danke.“, Kai freute sich sichtlich. „Ich habe die Dissertation zwar aufgegeben, aber was da schließlich rauskam

interessiert mich immer noch. Wenn ihr wollt könnt ihr noch bei Petra und mir vorbeischaun bevor euer Zug zurück nach Wien geht.“

Später an diesem Abend schlug Kai die überreichte Mappe auf und begann das vierte Fragment zu lesen.

### **Das Netzwerk der Kaffeehäuser als Teil einer Stadtkultur**

*Nicht nur aus Sicht ihrer historischen Entstehung, sondern auch in ihrer gegenwärtigen Funktion sind Kaffeehäuser ein **städtisches Phänomen**. Sie sind Teil der Polis, Teil des Brennpunktes des politischen Geschehens in einem Land. In Kleinstädten und Dörfern mag es zwar Kaffeekonditoreien geben in denen sich die ländliche Jugend oder Kirchenbesucher am Sonntagnachmittag treffen; das gesellige halb-politische Treffen der lokal Mächtigen findet dort aber eher im Wirtshaus statt. Erst wenn die Bevölkerung groß genug ist um eine Schicht potentieller Kaffeehausbesucher herauszubilden entsteht das Phänomen der Kaffeehauskultur. Der Kaffeehausbesuch war deshalb stets auch ein Phänomen, das einen gewissen Luxus signalisierte. Der von Flaubert so überzeugend dargestellte Flaneur, der in seinen etwas ziellosen Spaziergang durch die Stadt einen Besuch im Kaffeehaus einbaut, muss für diesen Luxus einen Überfluss an Zeit haben, an arbeitsfreier Zeit haben. Oder er definiert die im Kaffeehaus verbrachte Zeit einfach in Arbeitszeit um: Der im Kaffeehaus schreibende und beobachtende Literat, die am Kaffeehaustisch diskutierenden Wissenschaftler und Studenten, die im Austausch ministerieller Geheimnisse involvierten beamteten Stammgäste, ja sogar die Städteurlauber, die ein Relikt des alten Wien besichtigen. Sie alle sind Teile von Gesellschaftsschichten, die es fast ausschließlich in der Großstadt gibt.*

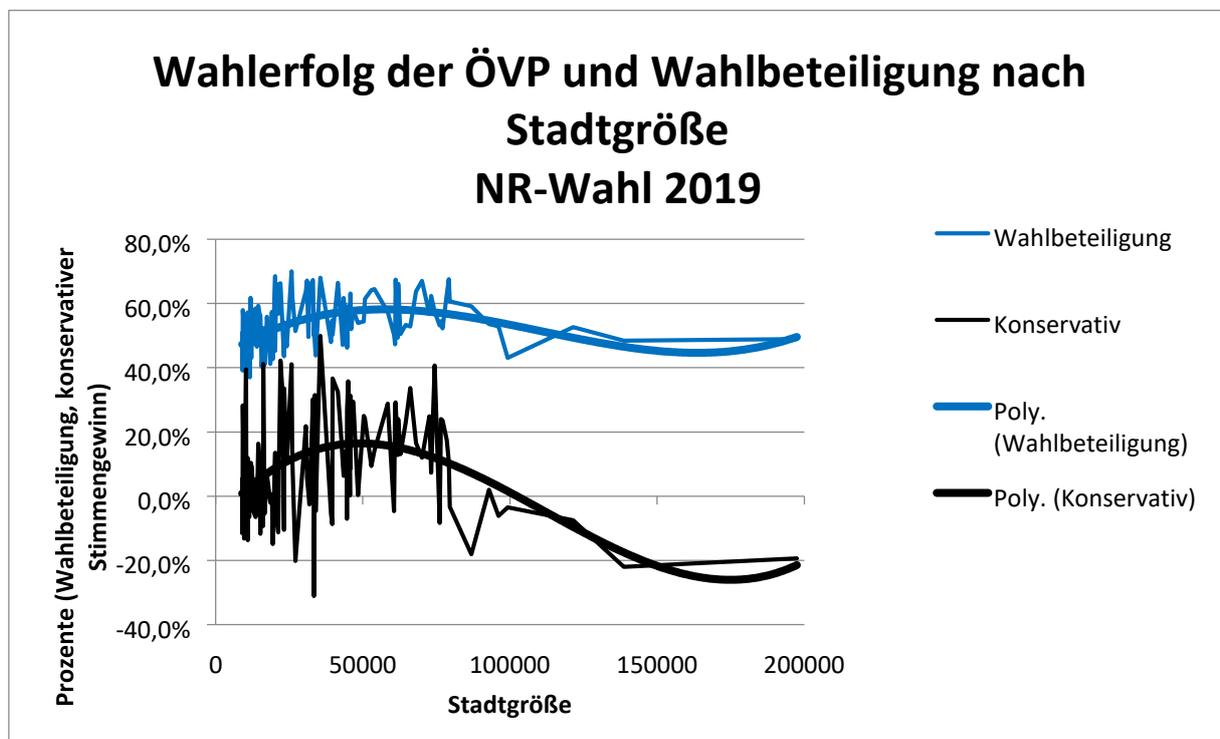
*Großstädte sind Zentren in denen sich nicht nur Geld und schwerwiegende politische Entscheidungen konzentrieren, sie sind auch jene Punkte an denen der Gegensatz gesellschaftlicher Klassen und divergierender Zielsetzungen am eklatantesten zu Tage tritt. Der Gast des Kaffeehauses ist daher während seines Besuches weiterhin in dieses städtische Reizklima politisch involviert, er kann sich dort aber eine Pause gönnen, kann Kompromiss und Kampf diskursiv simulieren, kann vom Kaffeehaustisch aus die internationale Lage über entsprechende Zeitungen in sein Weltbild einbauen. Was in der Grauzone des Kaffeehauses geschieht ist einerseits unsichtbar, ist eine Art zweite Welt, die dem offiziellen Geschehen in der Welt außerhalb des Lokals entgegensteht. Andererseits transportieren die Kaffeehausgäste aber ihre Konflikte auch in das Kaffeehaus hinein, verarbeiten sie dort, und nehmen sie dann - in modifizierter Weise - auch wieder mit hinaus in die offizielle Welt.*

*Es liegt nahe hier an die Traumdeutung des berühmten Kaffeehausgastes Sigmund Freud (Stammcafé Landtmann) zu denken: Im Kaffeehaus träumt die Großstadt ihre Konflikte, verdichtet sie, verschiebt sie, vergisst sie – bis sie beim Verlassen des Kaffeehauses in modifizierter Form wieder erwachen. Analog zur Notwendigkeit des Schlafes und des Träumens beim Menschen könnte vermutet werden, dass auch große Städte, zentrale Schaltstellen einer Gesellschaft, Räume brauchen in denen zeitweise ein wenig halluziniert wird. Nicht zufällig verwendet Freud ja den Begriff der „Traumarbeit“ um klarzustellen, dass auch diese Funktion ein notwendiger Teil des Arbeitslebens ist.*

*Es wäre allerdings zu kurz gegriffen, wenn man die Großstadt und ihre Kaffeehauskultur isoliert und unabhängig von dem sie umgebenden provinziellen Leben betrachtet. Um Geld und Macht in einer Großstadt konzentrieren zu können braucht es eine diese umgebende Peripherie in der all das geschieht was im engen Raum der Stadt nicht möglich ist. Der Polarisierung der Gegensätze in der Stadt stand Jahrhunderte lang die Verknöcherung naturnaher Routinen am Lande gegenüber. Dem wendigen Städter, der mit den rasch wechselnden Problematiken der sich ständig verschiebenden Gegensätze umzugehen gelernt hatte, stand der etwas trägere, aber im Vertrauen auf landwirtschaftsgleiche Zyklen emotional stabilere Landmensch gegenüber. Nur der Stadtmensch*

schien als möglicher Kaffeehausgast, als Flüchtling vor der städtischen Hektik, ansprechbar zu sein. In Kaffeehäusern wurde geraucht, die Natur war unerreichbar weit entfernt. Wie im Geschichtsteil dieses Projektes detailliert dargestellt, hat dieses Bild mit dem Eintreten der Öffnung höherer Bildung für große Teile der Bevölkerung nach dem 2. Weltkrieg einen tiefgreifenden Wandel erfahren. Der „Wasserkopf Wien“ wurde zum Magneten für Maturanten aus ganz Österreich, die hier studieren wollten. Setzte diese Bewegung zunächst nur langsam ein, da sich nur die wohlhabendsten Familien am Land ein Studium ihrer Kinder in Wien leisten konnten, so haben nicht zuletzt die Bildungsreformen unter Kreisky die Entwicklung der modernen Massenuniversitäten in Wien und ihrer aus ganz Österreich anreisenden Studierenden gefördert. Es waren nicht zuletzt die aus ihren engen ländlichen Verhältnissen nach Wien zum Studieren entflohenen jungen Menschen, die an den Kaffeehaustischen – ihrer neuen Heimat – die Jugendrevolte der späten 60-er und frühen 70-er Jahre ins Rollen brachten. Viele blieben, kehrten nicht in die Provinz zurück, sorgten für eine intellektuelle Blutauffrischung der überalternden Wiener Bevölkerung. In und mit ihnen lebte in der Folge der Geist der Wiener Kaffeehauskultur wieder auf, sie vergaßen dessen entscheidende Bedeutung für ihre eigene Entwicklung nicht (man vergleiche einige, der im Rahmen dieses Projektes geführten Interviews). Die Wiener Stadtkultur, inklusive der mit ihr verbundenen Kaffeehauskultur ist seitdem progressiver, stärker der Aufklärung und der Emanzipation verpflichtet als das im restlichen Österreich der Fall ist. Erst im Nachhinein ist vielen klargeworden, dass diese Entwicklung auch dadurch gefördert wurde, dass sie auf die Tradition des „Roten Wien“ der Zwischenkriegszeit aufbauen konnte. Selbst international zeigt sich, dass in Europas großen Städten von progressiveren Parteien ein deutlich besseres Wahlergebnis eingefahren wird als in ländlicheren Regionen. Die Wiener Kaffeehauskultur ist so gesehen kein museales Artefakt, sondern ein wesentlicher Teil besser entwickelter – fortschrittlicherer - politischer Umgangsformen.

Ein kleines empirisches Beispiel, das die fortschrittlichere Einstellung größerer Städte in Österreich belegt, kann mit Hilfe der folgenden Graphik zum Ausgang der Nationalratswahlen 2019 gegeben werden.



Hierfür wurde der Stimmengewinn der ÖVP in den Städten Österreichs der Bevölkerungsgröße der Städte gegenübergestellt. Wie besonders durch das zur Glättung geschätzte Polynom klar wird,

erfolgten die größten Stimmengewinne in kleinen Städten von etwa 50.000 Einwohnern während in den großen Städten Verluste eintraten. Die darüber liegende Beschreibung der Wahlbeteiligung zeigt, dass der insgesamt eingetretene Erfolg der ÖVP bei dieser Wahl darauf zurückgeführt werden kann, dass es ihr gelang genau in Städten mit kleiner Größe die Wahlbeteiligung anzukurbeln.

Ähnliche Phänomene einer stärker progressiven Bevölkerung sind etwa auch in Berlin und Hamburg (im Vergleich zu gesamtdeutschen Wahlergebnissen) zu finden. Für Bayern gilt ebenfalls, dass München sozialdemokratischer wählt als der Rest Bayerns. Es ist daher kein Zufall, dass die Erfolge konservativer Parteien meist durch die Aktivierung der ländlichen Bevölkerung zustande kommen. Schon im Feudalismus konnte der französische König in der Auseinandersetzung mit dem aufrührerischen Paris auf Truppenverbände aus der Bretagne setzen. Es war schon damals die größere örtliche Zersplitterung und die damit schlechtere Kommunikationsmöglichkeit, die zivilisatorischen Fortschritt bremste, undemokratische Herrschaftsform begünstigte. Das Netzwerk der

Kaffeekultur ist aus dieser Perspektive zweifellos ein Element politischer Emanzipation.

### **Das Kaffeehaus als Ort der sozialen Kreativität**

In den vorangegangenen Kapiteln wurde die politische Bedeutung des Netzwerks der Wiener Kaffeehäuser vor allem aus dem Blickwinkel ihrer Funktion als Schnittstelle unterschiedlicher Meinungen, die wiederum auf verschiedenen Klassenzugehörigkeiten basieren, betrachtet. Zu Zeiten der Monarchie war das der Gegensatz zwischen feudalen und bürgerlichen Schichten, bereichert um die sich freischwebend wöhnende Gruppe von Bohemiens. Während Letztere sich meist entfremdet der Verfremdung zuwandten, konnten die erstgenannten beiden Gruppen sich in einen, die Institutionen des aufgeklärten Absolutismus verändernden Diskurs einlassen.

In ähnlicher Weise fungierte das Wiener Kaffeehaus der Zwischenkriegszeit. Die erste Republik war in einer ersten großen Koalition zwischen den beiden großen Lagern, den Bürgerlichen und den Sozialisten, entstanden, die ihre Konflikte als öffentliche politische Auseinandersetzung austrugen, dafür war das Kaffeehaus kein Ausweichlokal. Die Abkehr vom Feudalismus und der mit ihm verwobenen ideologischen Dominanz der Religion hatte aber eine geradezu euphorische Zuwendung zu wissenschaftlichen Debatten ermöglicht. Hier waren die Lager allerdings bei weitem nicht zu so verkrusteten Positionen wie in der Politik geworden. Die in die alte Hauptstadt des einstigen Kaiserreiches kommenden intellektuellen Kaffeehausgäste waren oft von Neugier gekennzeichnet. Was dachte der Andere, der aus einem anderen Reichsteil mit anderer Kultursprache, vielleicht sogar aus einer anderen wissenschaftlichen Disziplin ein paar Tische weiter saß? In diesem Milieu entstand der berühmte Wiener Kreis und viele andere weniger berühmte Geistesströmungen. Der am Kaffeetisch zu überbrückende Gegensatz hatte nicht die Praxis institutioneller Überbrückung von Klassengegensätzen im Fokus, seine innovative Kraft bestand vielmehr in der Erzeugung manch eines individuellen Geistesblitzes, der von der Spannung tiefer Dialoge induziert worden war. Die im entsprechenden Geschichtsteil dieses Projektberichts enthaltene Darstellung zeichnet die Fruchtbarkeit dieser Funktion des Kaffeehauses nach. Zwar war die „große Politik“ für die wissenschaftlichen Innovatoren oft eher ein Accessoire, das mit dem epochalen Charakter ihrer angestrebten wissenschaftlichen Durchbrüche nicht mithalten konnte, doch tagespolitisch engagiert waren sie allemal.

Die Flucht ins Abstrakte kennzeichnete zwar weite Teile der neuen Wissenschaft ebenso wie jene der „modernen“ Kunst, sie war aber stets auch als Bumerang konzipiert: Die neu geschaffenen Wahrnehmungen sollten letztendlich auf die politischen Zustände rückwirken. Nur wie das geschehen sollte war den Akteuren nicht klar, war gerade dadurch auch häufiger Gesprächsstoff am

*Kaffeehaustisch. Kaffeehäuser schufen alternative, kleine Menschengruppen, die eben gerade keine Familie – vor allem keine bürgerliche Kleinfamilie – waren.*

*Genau das, die bürgerliche Kleinfamilie (Vater, Mutter, Kinder; in genau dieser Reihenfolge), ist auch schon das Stichwort für die Funktion des Wiener Kaffeehauses in seiner nächsten Blüteperiode, den späten Sechzigern und Siebzigern. Die zu Schülerinnen, Schülern und Studierenden gewordenen Kinder frequentierten die Kaffeehäuser dieser Zeit, weil diese die Orte waren an denen sie eigene, neue Gemeinschaften bilden und genießen konnten. Der Bruch, jenes von Adorno als „Signum der Moderne“ bezeichnete Charakteristikum, das seinerseits die Funktion des Wiener Kaffeehauses als Umkehr eines Bruches, als Innovation an der Bruchstelle, sichtbar macht; dieser Bruch wurde von der Jugend dieser Zeit ins Kaffeehaus hineingetragen. Da saßen sie, in Räumlichkeiten, die meist lange vor ihrer Zeit entstanden waren, deren Fremdheit sie aber mittels der Regelmäßigkeit ihrer Treffen bald in Orte gemüthlicher politischer Geheimniskrämerei verwandelten. Um welchen Bruch es sich handelte war allen recht schnell klar, es war der Bruch zwischen der Elterngeneration und der jungen Generation. Sobald man im Kaffeehaus war, war dieser Bruch natürlich bereits vollzogen. Das Kaffeehaus war ein Ort der Gemeinschaft, an dem das gemeinsame Vorgehen gegen die Repräsentanten des empfundenen Bruches besprochen wurde. Wer diese Repräsentanten genau seien war selbstverständlich ebenfalls ein vorrangiges Thema im Kaffeehaus. In gewisser Weise war dieser Kampf gegen die Mächte des Althergebrachten allerdings auch ein Kampf um – und gegen – sich selbst. Er musste böse enden. Was jung war wurde älter, das bestehende institutionelle Geflecht schluckte viele der früheren Kaffeehausgäste, machte sie zu geschäftigen Professionellen, die das Wiener Kaffeehaus immer öfter nur mehr als Dekoration fürs Treffen schneller Übereinkünfte nützten. In den im zweiten Teil wiedergegebenen Interviews kommt oft auch eine etwas traurige Nostalgie zum Ausdruck, die nicht nur dem Verlust der eigenen Jugendlichkeit geschuldet ist. Es ist zum guten Teil auch der Verlust einer Geselligkeit, eines Gemeinschaftsgefühls, dem das Wiener Kaffeehaus damals sein Netzwerk an Knotenpunkten zur Verfügung gestellt hat. Es ist beinahe überflüssig darauf hinzuweisen wie ungeheuer kreativ und innovativ diese damals in den Kaffeehäusern sitzende Generation der Jungen in der Folge war. In ihrer Gesamtheit hat sie wohl eine Illusion, eine Utopie, produziert, die trotz ihres Scheiterns im völlig zerfledderten, gegenwärtigen Alltag ihrer einstigen Protagonisten am Leben ist.*

*Wenn uns heute die von der Corona Epidemie schwer angeschlagenen Wiener Kaffeehäuser wie Mahnmale anstarren, dann darf nie vergessen werden, dass sie in ihrer ganzen Geschichte niemals mehr waren als Orte, als Lokale, die als Bühnen für ihre gesellschaftliche Funktion, ihre politische Funktion, zur Verfügung standen. Das mag manchem esoterisch Veranlagten betrüblich erscheinen, in Wahrheit ist es aber eher tröstlich. Denn Bühnen können wiedereröffnet werden, neue Akteure können sie im Nu beleben sobald sie ihre Funktion als gewaltfreie Knotenpunkte gesellschaftlicher Gegensätze wiedererobert haben. Es sind genau solche Knotenpunkte an denen Neues ausgebrütet wird, das ist die Grundidee dieses Kapitels. Diese Idee impliziert allerdings auch, dass die Wiener Kaffeehauskultur dazu bereit sein muss diese Funktion entsprechend anzubieten. Dazu bedarf es mehr als nur einer profitablen Geschäftsidee, es geht auch um eine politische Funktion im Rahmen der Stadtpolitik. Die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit mit der Politik einer innovations-orientierten Stadt Wien liegt auf der Hand.*

### **Das langsame Kaffeehaus und die schnelllebige Jugend**

*Die Abstände zwischen unterschiedlich sich verhaltenden Generationen werden immer kürzer. Eine heute Zwanzigjährige ist typischerweise sehr erstaunt darüber was eine Sechzehnjährige beschäftigt, wie sie sich verhält. Eine durchwegs zutreffende Diagnose dieser Entwicklung weist darauf hin, dass das Leben einfach schneller geworden ist. Die Zeiten, die für bestimmte notwendige Tätigkeiten aufgewendet werden können schrumpfen zusammen, die Parallelität von Tätigkeiten nimmt extrem zu, die Aufmerksamkeitsspanne der Jugendlichen hat entsprechend stark abgenommen.*

Paul Virilio hat diese Tendenz treffend beschrieben<sup>11</sup> und zu einer sehr spezifischen Variante postmoderner Soziologie ausgebaut, der Dromologie (Virilio, 1990). Auch wenn Virilios Theorie manchmal eng mit den wenig aufschlussreichen Thesen anderer postmoderner Autoren vom „Ende der großen Geschichten“ verbunden scheint, so ist ihm gerade in Bezug auf die Einschätzung der Rolle der Kaffeehauskultur in einer sich gegenwärtig extrem beschleunigenden Gesellschaft eine treffsichere Beobachtungsgabe nicht abzusprechen.

Damit einhergehend ist auch eine Zunahme der Entfremdung schlechthin. Da wenig Zeit ist auf Gesehenes, Gehörtes oder Empfundenes lange einzugehen, werden die Sinneseindrücke nur kurz wahrgenommen und rasch in oberflächliche Interpretationsmuster verschoben. Sie bleiben damit erstarrt und abstrakt gespeichert erhalten, haben aber wenig Bezug zur eigenen Person, bei der sich daraus ein Gefühl der Verlorenheit in einem bunten Meer unverstandener Eindrücke einschleicht.

Diese Verlorenheit hatte es auch schon zu Zeiten Marcel Prousts (1871-1922) gegeben. Sein Ich-Erzähler sitzt öfter in einem Kaffeehaus (etwa im Café Anglais in Paris) und „sucht seine verlorene Zeit“ (Proust, 1913-1927). Er findet sie, die Zeit, in seinem eigenen Kopf, in seinen Erinnerungen. Diese Erinnerungen sind zugleich ein Bild des etwas Orientierungslosen, des bürgerlichen Flaneurs, der seine Identität am Vorabend des ersten Weltkriegs zu verlieren droht. Seine Zeit scheint verschwunden zu sein. Darin unterscheidet sich die gesellschaftliche Situation der heutigen Jugend geradezu diametral. Und mit ihr folglich auch eine heute mögliche Kaffeehauskultur.

Zur Atemlosigkeit vieler Jugendlicher gesellt sich dennoch ebenfalls eine zunehmende Orientierungslosigkeit. Die einschlägigen Karrieremuster erscheinen zunehmend obsolet, sind immer offensichtlicher bereits zugebaut. Man ist gezwungen schnell zuzugreifen, zu verfolgen was gerade möglich ist – einfach um zu überleben. Das Lebensgefühl schwankt stark: selbsterzeugte Euphorie durch Schönreden und Angeberei, zynische und selbstverachtende Coolness, Verbissenheit in Isolation, und Ähnliches sind typische Haltungen.

Die Gruppe wird für die Jungen auch durch die zunehmende Schnelligkeit und Entfremdung wieder wichtiger – insbesondere dort wo eine Rückkehr ins Nest der Herkunftsfamilie nicht möglich ist. Da die Gruppe Orte braucht an denen sie sich trifft, kann das Kaffeehaus als ein solcher Ort wieder eine wichtige Rolle spielen. Dazu müssen sich Jugendliche Kaffeehausbesuche aber leisten können. Damit kommen die teuren, touristischen Kaffeehäuser der Wiener Innenstadt kaum mehr in Betracht. Diese füllen eine andere Nische der Nachfrage, eben jene der musealen Betrachtung vergangener Größe der Literaturcafés aufbereitet für den Städtetourismus.

Kaffeehäuser für die Stadtbewohner müssen hingegen vor allem Geschwindigkeit herausnehmen, müssen Oasen der Langsamkeit werden (Satz in einem Interview: „... einen Tag lang miteinander tatenlos im Kaffeehaus sitzen ...“). Sie müssen es ermöglichen zu sehen, dass Erkenntnis mit Muse und Zeitlosigkeit zu tun hat. In diesem Sinne können sich die Ideen Virilios und Prousts über die Rolle, der im Kopf stattfindenden Zeitlichkeit als immer noch gültig erweisen.

Gerade auch die an Metternich erinnernde Einschränkung von Versammlungen im Zuge der staatlich verordneten Corona-Bekämpfung lässt die Oberflächlichkeit elektronischer Meetings deutlich zu Tage treten. Für die Entwicklung demokratischer politischer Stärke muss es möglich sein eine Gruppe zu bilden (auch Tische mit bis zu sechs Sesseln), Nischen, Hinterzimmer. Mit Gruppenbildung ging immer schon die Entwicklung von Stammcafés einher, schon im Zuge der Jugendrevolte bekamen die Stammcafés allerdings eine eindeutige politische Färbung. Wo trafen sich die Trotzkiten, wo traf sich der VSStÖ, wo saßen die monarchistischen Klüngel der YES und das Jungvolk der ÖVP? Kaffeehäuser waren nicht mehr bloß Knotenpunkte für prinzipiell staatskritische Intellektuelle, sie

---

<sup>11</sup> Eine kurze Charakterisierung liefert Roger Behrens (Behrens, 2013).

waren auch zur Zündschnur für Demonstrationen und andere politische Aktionen bestimmter Gruppen geworden. Die Front inhaltlicher Diskussionen um die Weiterentwicklung der Demokratie und ihrer Institutionen war damals in die Kaffeehäuser Wiens eingewandert. In den Zeiten konservativer Restauration in Österreichs Politik – ab 1983 und verschärft dann seit der Regierungsbeteiligung der FPÖ 1999 – wurde diese Entwicklung dann wieder massiv zurückgedrängt. Inzwischen haben einige schwere globale Krisen – Finanzkrise (2008), Migrationskrise (2015), Umweltkrise (spürbar spätestens seit 2018), Corona-Krise (seit 2020) – die Hilflosigkeit konservativer, nationaler Politik für alle sichtbar werden lassen<sup>12</sup>. Zugleich ist gerade den Jungen bewusst, dass die Aktivitäten als Individuum (Konsumverzicht, Karriereregier, Rückzug zum Biedermeier, ...) im Grunde nur zur Demonstration individueller Ohnmacht führen können. Damit wird aber die Aktion als Kollektiv, als Gruppe, wieder zu einer attraktiven Option. Und genau diese Aktion als Kollektiv benötigt auch ihre physischen Orte; die logische Antwort auf diesen Bedarf kann ein neu konzipiertes Netzwerk der Kaffeehäuser sein.

Politik muss im Kaffeehaus wieder genauso allgegenwärtig werden wie im übrigen Leben; daher Zeitungen, Magazine, eventuell sogar wieder Bücher (als Stimulans für Langsamkeit). Der Ober muss wieder eine wichtige Schaltstelle der Kommunikation werden – der klassische Ober ist älter, verständig, unaufdringlich und freundlich. Es wäre anzudenken ob und wie komplementär zum Ober auch andere spezielle Funktionen des Kaffeehauses über bestimmtes Kaffeehauspersonal abdeckbar wären – von der Bedienung mit Musik bis zum „Mentoring“ in Wissenschaftsbereichen.

Das Netzwerk der Kaffeehäuser kann mit seiner unerschütterlichen Langsamkeit zum gesunden Gegenpol einer in großer, oberflächlicher Schnelllebigkeit heranwachsenden Jugend werden. Die neuen Fähigkeiten, die diese Jugend durch ihre Anpassung erworben hat (auch die gibt es, zum Beispiel schnelles Erfassen, große Neugier, parallele Bedienung vieler einfacher Tasks, ...) brauchen oft auch ein langsames Terrain um weiterentwickelt und besser verstanden zu werden. Es ist der Gegensatz, der Kreativität gebiert. Das gilt auch für die sich in Kaffeehäusern treffenden Gruppen. Uniformität bedeutet nicht nur beim Militär Langeweile und tumben Hierarchie. Das Staatsvolk, δῆμος, übt seine Herrschaft, κράτος, genau dadurch aus, dass es diese nicht einer einzelnen Sichtweise überlässt, die dann diktiert was geschieht. Vielmehr generiert sie die notwendigen politischen Entscheidungen aus vielen unterschiedlichen Vorschlägen; wie das im Detail geschieht bestimmen die sich entwickelnden demokratischen Mechanismen. Erst durch sie wird aus dem - stets durch die Verwässerung einer geforderten aber folgenlosen „Meinungsvielfalt“ gefährdeten – Spektrum von politischen Forderungen eine ausführbare Politik. Die Kaffeehauskultur als Schnittstelle zwischen den Visionen der heutigen Jugend und dem harten Brot ihrer politischen Durchsetzung, durch diese Jugend im Verbund mit allen anderen Altersschichten, hat noch lange nicht ausgedient.

## **Bibliographie**

Behrens R., 2013, **Alles rast!**, jungle.world 2013/38 thema, Jungle World Verlags GmbH, Berlin. Im Web: <https://jungle.world/artikel/2013/38/alles-rast> .

Hanappi H., 2018, **Humanism or Racism**. Pilot Project Europe at the Crossroads, Real World Economics Review, [issue no.93](#), also published as MPRA paper 87658 ([download](#)).

Hanappi H., 2020, **Alarm. The evolutionary jump of global political economy needed**, Real World Economics Review, [issue no.94](#), published also as MPRA paper 100482 ([download](#)).

---

<sup>12</sup> Eine ausführlichere Argumentation findet sich in (Hanappi, 2018, 2020).

Proust M., 1913-1927, *À la recherche du temps perdu*, Gallimard, Paris.

Virilio P., 1990, *L'inertie polaire: Essai*, herausgegeben von C. Bourgois, Paris.

## **Zusammenfassung**

Das Forschungsprojekt „Die Rolle der Kaffeehauskultur im politischen Prozess“ spannt einen weiten Bogen. Es befasst sich sowohl mit der historischen Entwicklung einer für die Stadt Wien charakteristischen gesellschaftlichen Institution, dem Wiener Kaffeehaus, als auch mit der Einbettung des Kaffeehausnetzwerks in seine jeweilige politische Funktionsweise.

Im ersten Teil unserer Arbeit haben wir uns dabei auf die historische Entstehung der Wiener Kaffeehäuser konzentriert. Wir unterscheiden grob vier verschiedene Perioden der Wiener Kaffeehauskultur. Die **erste Periode** reicht von den Anfängen bis zum ersten Weltkrieg. Sie liegt damit politisch gesehen im Zeitraum der Habsburgermonarchie und ist dementsprechend in ein feudales politisches System eingebunden. Das Wiener Kaffeehaus liegt somit an der **Schnittstelle** zwischen einem aufstrebenden Bürgertum, das 1848 noch einmal einen Rückschlag erleidet, und einem absoluter regierenden feudalen Regime. Die **zweite Periode** reicht von 1918 bis zur Machtübernahme Hitlers im März 1938. In den 20er Jahren kann sie durchwegs als zweite, besonders fruchtbare Periode der Wiener Kaffeehauskultur gesehen werden. Die erste Republik formte sich erst, ihre Konturen begannen sich institutionell zu festigen, ein beachtlicher Teil der dabei diskursiv sich etablierenden Kompromisse zwischen dem sozialdemokratischen und dem bürgerlich, konservativen Lager fand auch an Kaffeehaustischen statt. Ebenso wichtig war jedoch sicher auch das Wegfallen der Bespitzelung durch die Handlanger des feudalen Staates. Damit entstand ein Freiraum für Wissenschaft und Kunst, die Möglichkeit sich ohne großes Risiko in neue Denkrichtungen zu wagen. Bis zur Etablierung stalinistischer Regime ergab sich durch den Zusammenbruch der Monarchie auch in den anderen großen Städten des ehemaligen Reiches (Prag, Budapest, Lemberg, Belgrad, Zagreb, Triest, ...) die Möglichkeit eine Kaffeehauskultur zu etablieren. In einem unserer Interviews beschreibt ein alter Kaffeehausbesitzer aus Lemberg den kulturellen Anstoß, den die Wiener Kaffeehauskultur für Lemberg bedeutet hat. In Folgeprojekten könnte genau die Verbreitung der Kaffeehausidee in diesen früheren großen Städten des Habsburgerreiches untersucht werden. Überall waren die Kaffeehäuser wiederum informelle **Schnittstelle** zwischen der alten Ordnung und dem sich neu Konstituierendem. Mit der Großen Depression ab 1929 trat die Republik in ein neues Stadium ein: Massenarbeitslosigkeit und der rasche Bankrott sehr vieler Firmen läuteten die letztlich militärisch entschiedene Machtübernahme der Austrofaschisten im Jahr 1934 ein. Für die Wiener Kaffeehauskultur bedeutete das einen schweren Schlag. Der hohe Anteil an Kaffeehausbesuchern und Kaffeehausbesitzern mit jüdischen Wurzeln war für den Antisemitismus der Faschisten Grund genug mit der verfolgten Rasse von Untermenschen auch die gesamte Wiener Kaffeehauskultur zu eliminieren. Mit Arisierung und dem Zugrunde richten von Kaffeehäusern ging ein genereller Angriff auf Intellektualität und Kultur einher, von dem sich Wien auch nach 1945 nur langsam erholte. Die **dritte Periode** der Wiener Kaffeehauskultur basierte auf dem Aufschwung der Jugendrevolte von 1968, bei der sich Schüler und Studenten des Netzwerks der Kaffeehäuser bemächtigten und sie zu Kultstätten der Jugendkultur umfunktionierten. Auch wenn das den damaligen Kaffeehausbesuchern nicht bewusst war, so erfüllte das Netzwerk der Kaffeehäuser wiederum eine **Schnittstellenfunktion**: In ihnen wurden die Ansinnen einer aufmüpfigen Jugend mit genau jenen Orten verbunden in denen kritische - staatskritische - Zirkel von Intellektuellen schon vor hundert Jahren und vor 50 Jahren ihr subversives Unwesen trieben. Und so wie die Wiener Kaffeehäuser die Schnittstelle zur Vergangenheit waren, so wurden sie das auch pro Futura. Sehr viele spätere Staatsfunktionäre auf allen hierarchischen Ebenen nützten dieselben Wiener Kaffeehäuser, die sie als Studenten frequentierten auch später, als Träger der Staatsmacht, um dort ihresgleichen zu treffen und Kompromisse zwischen Sozialdemokratie und konservativem Bürgertum zu verhandeln. Die Wiener Kaffeehauskultur war, ähnlich wie der Wiener Heurige, die

Brutstätte der Wiener Variante des europäischen Sozialmodells, der „Sozialpartnerschaft“. Mit dem Dahinsiechen dieses politischen Modells im Zuge der Wiedererstarkung rechtskonservativer Kräfte - am deutlichsten sichtbar am Aufstieg der rechtsradikaler werdenden FPÖ bis zu deren Koalitionsregierung unter Schüssel im Jahr 1999 – bedeutete auch für die Kaffeehauskultur nichts Gutes. Spitzenpolitiker aus den Bundesländern begannen eine immer wichtigere Rolle zu spielen, die Verbindung zum kulturellen Erbe Wiens existierte für diese weder auf materieller noch auf emotionaler Basis. Die Aufgabe des Netzwerkes der Kaffeehäuser wurde zunehmend obsolet. Ausgehend von dieser Situation besprechen wir im Forschungsprojekt schließlich die **vierte Periode** der Wiener Kaffeehauskultur, die heutigen Perspektiven. Kann das Netzwerk der Wiener Kaffeehäuser wieder zu einer **Schnittstelle** zwischen Alt und Neu werden?

Methodisch waren die ersten beiden Perioden klarerweise auf **die Auswertung literarischer Quellen** angewiesen. Für die Erfassung der dritten Periode, der Jugendrevolte, konnten wir eine Vielzahl damals junger **Interviewpartner** als **Zeitzeugen** zurückgreifen. Ihre Antworten charakterisieren diese Periode viel treffender und facettenreicher als es diese Zusammenfassung kann. Mit diesen Interviews wird auch ein interessanter Übergang zur gegenwärtigen Kaffeehauskultur geschaffen. Sowohl in Kapitel 1d als auch in Kapitel 4 versuchen wir eine Einschätzung der heutigen Situation, die in vieler Hinsicht auf unseren Interviews aufbaut.

In **Teil 3** haben wir einiges **empirisches Material** zur Geschichte des Netzwerkes der Wiener Kaffeehäuser zusammengetragen. Wie zu erwarten war treten bei der statistischen Analyse die typischen Probleme der kategorialen Abgrenzung auf: Was ist ein Kaffeehaus, wodurch unterscheidet es sich von anderen, ähnlichen Gastronomiebetrieben? Die systematische, statistische Erfassung von öffentlicher Seite ist in Wahrheit eine Disziplin, die viel jünger ist als die Kaffeehauskultur. Trotz dieser Schwierigkeiten ist es gelungen einige interessante Schlüsse zu ziehen, die in diesem Teil präsentiert werden.

In **Teil 4** werden drei Forschungsbereiche angerissen, in die eine künftige Behandlung unseres Themas vorstoßen sollte: (1) Die Kaffeehauskultur ist ein **Phänomen der Großstadt** und sollte daher auch unter der Perspektive der weiteren Bevölkerungskonzentration – seit 2007 wohnen mehr als 50% der Weltbevölkerung in Großstädten – untersucht werden. (2) Als Schnittstelle – man bedenke den besonders hohen Fischreichtum von Brackwasser – sind Kaffeehäuser prädestiniert für die **Entstehung innovativer Ideen**, die im Gefolge von „**tiefen Gesprächen**“ (ein von unserem Forschungsteam geprägter Begriff) entstehen. Wie solche Innovation konkret vor sich geht, wodurch künftige Kaffeehauskultur sie noch besser unterstützen könnte, sollte weiter erforscht werden. (3) Schließlich wird das Wiener Kaffeehaus auch noch als wichtiger **Gegenpol zur stetig schneller werdenden Geschäftswelt**, zur Tendenz der immer kürzer werdenden Umschlagszeiten von Kapital, angeführt. Die damit notwendig eintretende Entfremdung, die begleitende scheinbare Oberflächlichkeit, insbesondere der heute ganz Jungen, hat keine Orte an denen das Unbehagen mit ihr Zuflucht finden könnte. Diese Thematik führt mit Vehemenz zurück zu einem der Ausgangspunkte dieses Forschungsprojektes: Zur politischen Funktion eines solchen Netzwerkes von Knotenpunkten des kommunikativen Austauschs, zur Etablierung einer Schnittstelle für die Einübung demokratischer Mechanismen. Ausgedrückt in der Sprache nüchterner, stadtpolitischer Entscheidungsfindung: Soll das Netzwerk der Wiener Kaffeehauskultur mit Steuereinnahmen subventioniert und auch demokratiepolitisch begleitet werden? Die implizite Antwort dieses Forschungsprojektes ist „Ja“.

Zurück in Wien waren die beiden Männer von der langen Zugfahrt etwas gerädert. „Wir hätten doch das Auto nehmen sollen.“, sagte der erste Mann. „Stimmt.“, antwortete der Zweite, „Wir haben noch ein bisschen Zeit, gehen wir auf einen Kaffee?“. „Gern“, antwortete der Erste.

## Epilog

„Das Kaffeehaus ist eine Arena, nicht bloß ein Jahrmarkt der Eitelkeiten. Hier wird in aller Stille gekämpft, zeitweise mit anderen - oft aber vor allem mit sich selbst.“

„Dieser Satz wurde einfach zu oft wiederholt, das geht nicht.“, der Zweifler war eine neue Figur. „Nein, nein.“, antworteten die beiden Männer, „Das geht sehr gut, das ist orientalische Mystik. Im Wiener Kaffeehaus beginnt und endet der Orient. Die hypnotisierende Wiederholung ist ein Hauptelement orientalischer Ästhetik.“ Der Zweifler stutzte. „Und was ist mit dem seltsamen Untertitel, ‚Kein Roman‘, was soll das?“. Die beiden Männer waren etwas verlegen, „Na ja, wir mögen eigentlich keine Romane - und unser Buch ist ja auch nur eine Einbettung eines Forschungsberichts in ein paar belletristische Anekdoten zum gleichen Thema. Andererseits wollten wir offenlassen was es ist. Da war der Buchstabe ‚K‘ die billigste Lösung.“ Der ältere Mann stieß nach, „Wir hatten auch den Untertitel ‚Die Erhaltung Mitteleuropas‘ erwogen. Eine Hommage an Ossi Wieners Buch ‚Die Verbesserung Mitteleuropas‘. Das hatte ich 1972 in Ibiza mit Begeisterung gelesen. Aber das war uns dann doch zu künstlerorientiert. Und Wiener war später auch irgendwie eine Enttäuschung.“ Der Zweifler schaute verständnislos, er kannte Oswald Wiener nicht. Er kannte nur eine berühmte Köchin, die kurzfristig für die Grünen Politik machen wollte. Er hatte noch eine lange Liste mit zweifelhaften Entscheidungen, die das Buch seiner Meinung nach entwerteten. Er sah sich im Kaffeehaus in dem sie saßen um und senkte seine Stimme: „Also ...“ Doch dann sah er, dass er alleine am Tisch saß. Die beiden Männer waren verschwunden.

Oder hatten die beiden ihn verschwinden lassen? Das Kaffeehaus war leer.